



Bulletin

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali
ASSU Academia svizra da ciencias umanas e socialas
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

Dossier

«Soziale Innovation»



Mitglied der

a+ akademien der
wissenschaften schweiz

Die Akademien der Wissenschaften Schweiz vernetzen die Wissenschaften regional, national und international. Sie engagieren sich insbesondere in den Bereichen **Früherkennung** und **Ethik** und setzen sich ein für den **Dialog** zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

www.akademien-schweiz.ch

Impressum

Bulletin 1, Februar 2019. Erscheint viermal jährlich.

Herausgeberin: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften,
Haus der Akademien, Laupenstrasse 7, 3008 Bern
Telefon +41 (0)31 306 92 50, sagw@sagw.ch, www.sagw.ch

Auflage: 2500

Redaktion: Heinz Nauer (hn), Beatrice Kübli (bk), Markus Zürcher (mz)

Bilder:

Titelbild: © Andreas Spiess, SOLARKIOSK AG

Seite 3: © Christine Strub

Seite 6, 8, 9, 12, 18, 54: © SAGW

Seite 6 (unten): © Samira Kübli

Seite 7: © Verena Bruening

Seite 19, 20, 21, 24: © Samira Kübli

Seite 22, 23: © Silvia Derungs

Seite 26: © Dodis

Seite 30: © ZHdK

Layout: Druck- und Werbebegleitung, 3098 Köniz

Gestaltungskonzept: Laszlo Horvath, Bern

Korrektorat und Druck: Druck- und Werbebegleitung, 3098 Köniz

DOI: <http://doi.org/10.5281/zenodo.2351089>





vermitteln – vernetzen – fördern
communiquer – coordonner – encourager



Zwischen Tradition und Innovation

4



In der Gegenwart verschränken sich Vergangenheit und Zukunft vielfältig: Vergangene Welten und deren materielle und immaterielle Erzeugnisse ragen in die Gegenwart, werden tradiert, reaktiviert, aktualisiert und neu interpretiert. Die den Geistes- und Sozialwissenschaften eingeschriebene historische Perspektive zeigt auf, wie sich die gewachsene Ordnung auf die Gegenwart auswirkt, sie fördert ein Reservoir von Möglichkeiten, Interpretationen, Leitideen und Vorstellungen zutage und liefert Entscheidungsgrundlagen für die Anpassung des Bestehenden an neue Entwicklungen und Herausforderungen. Vergangenes ragt somit nicht nur in die Gegenwart, sondern auch in die Zukunft. Was vorliegt, wird zukunftsorientiert diskutiert, interpretiert, rezykliert und neu kombiniert.

Aus diesem Reservoir ergeben sich Rekombination oder Neuinterpretation in allen gesellschaftlichen Feldern, ebenso eine für volkswirtschaftliche Leistung massgebliche soziokulturelle Wertschöpfung, die nach den gegenwärtigen Messkriterien nicht als Innovationen erfasst werden. Dies gilt auch für einen grossen Teil der sozialen Innovationen, die sich anders als technische Innovationen nicht patentieren lassen. Der auf technikförmige Produkte und Prozesse verkürzte Innovationsbegriff hat den Fortschrittsbegriff verdrängt und die sozialen und kulturellen Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel aus der Diskussion weitgehend ausgeschlossen. Wie sich das «Neue» jenseits des Geplanten aus einer vielschichtigen Dynamik ausformt und durchsetzt, ist Gegenstand des Dossiers zu diesem Bulletin, das unter dem Titel «Soziale Innovation» erscheint. Der Begriff «Innovation» in seinen

verschiedenen Facetten wird die SAGW weiter beschäftigt. Im kommenden Jahr wird das Staatssekretariat für Bildung und Forschung (SBFI) auf Anregung der SAGW mit dem Bericht «L'apport des sciences humaines et sociales à l'innovation en Suisse» eine Grundlage für ein Innovationsverständnis vorlegen, das auch den sozio-kulturellen Faktoren und Dynamiken Rechnung trägt.

Nicht übersehbar ist, dass das historisch-kulturelle Erbe mit Macht zurückkehrt: Die «Geschichte» wird in der Freizeitindustrie und der Standortförderung kräftig vermarktet. Das Bundesamt für Kultur beispielsweise hat in den vergangenen Jahren die Themen «lebendige Traditionen» und «Kulturerbe» aufgenommen und öffentlichkeitswirksam auf deren gesellschaftlichen Wert hingewiesen. Der von der Idee des Fortschritts, von multilateralen Organisationen initiierten Reformen sowie dem *social engineering* getragene Universalismus verflüchtigt sich zunehmend. In Politik und Öffentlichkeit wird das, was die Schweiz sei oder sein sollte, entlang von Marignano (1515), dem Wienerkongress (1815), den liberalen Revolutionen (1831 und 1848) und dem Landesgeneralstreik (1918) verhandelt. André Holenstein stellt der teleologischen, linearen Sicht, die von den drei Urkantonen zur heutigen Schweiz führt, die transnationale Verschränkung entgegen: In den Machtkämpfen zwischen den Grossmächten formte sich mitten in Europa in einem kleinen, fragmentierten Raum die heutige Schweiz aus (siehe S. 57).

Die Digitalisierung gestaltet die Welt in allen Bereichen um. Unter anderem mehr verstärkt sie die Verschränkung der Vergangenheit mit der Gegenwart: Was zeitaufwendig

in Archiven, Bibliotheken und Enzyklopädien zusammengetragen werden musste, ist heute «on a fingertip» zugänglich und mit weiteren Quellen verknüpft. Seit kurzem online sind das «Glossaire des patois de la Suisse romande» (GPSR) (siehe S. 19) und das «Dicziunari Rumantsch Grischun» (DRG) (siehe S. 22). Der rasche, umfassende Zugriff auf vergangene Lebenswelten ist das Ergebnis einer Kärnerarbeit, die ab Ende des 19. Jahrhunderts an die Hand genommen wurde. Die Initianten gingen damals davon aus, dass eine sich im Zuge der beschleunigten Modernisierung auflösende Welt sich in wenigen Jahren dokumentieren lässt.

Im zweiten Halbjahr 2019 erstellt das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) die Forschungsförderungsbotschaft für die Jahre 2021 bis 2024. Mit der Studie zur «Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund ab 2008» (siehe S. 55), dem Diskussionspapier «Qualität vor Quantität» (siehe S. 56), dem Bericht «Next Generation» (siehe S. 57) und den Beiträgen zu einem zeitgemässen Innovationsverständnis hat die SAGW breit abgestützte Vorschläge zur künftigen Ausgestaltung der Forschungsförderung vorgelegt. Diese haben breite Aufmerksamkeit gefunden. Die Fortführung der Debatte im laufenden Jahr soll dazu beitragen, dass die Empfehlungen und Vorschläge in der neuen BFI-Botschaft explizit aufgenommen werden.

Dr. Markus Zürcher
Generalsekretär SAGW

Editorial

4 Zwischen Tradition und Innovation

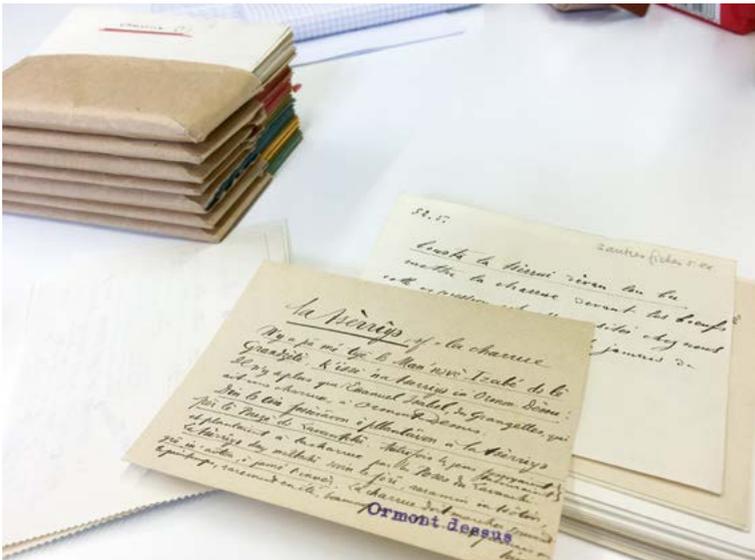
Veranstaltungen

- 9 Erst Mensch, dann Medizin
- 12 Die Wissenschaften und ihre Daten
- 16 Wissenschaft sinnvoll messen

6



Thomas Häussler von der Universität Bern referiert zu «Big Data in der Kommunikationswissenschaft».



Einige der über zwei Millionen Wortzettel aus dem Fundus des «Glossaire des patois de la Suisse romande» in Neuchâtel.

SAGW-Community Community ASSH

- 19 Die vergessenen Dialekte
- 22 Rätoromanisches Wörterbuch ist online
- 24 Fin des travaux d'édition des œuvres majeures d'Isaak Iselin
- 26 Dokumente zur israelisch-schweizerischen Diplomatie online
- 28 Neue Präsidentin im Schweizerischen Juristenverein
- 29 Nachruf André Wyss

Dossier «Soziale Innovation»

- 31** Einleitung. *Markus Zürcher*
- 32** Innovation – kurze Geschichte eines selbstverständlichen Begriffs. *Heinz Nauer*
- 34** Faire véritablement de l'innovation sociale un champ d'action des Sciences humaines et sociales
Hugues Jeannerat, Olivier Crevoisier
- 36** Vers une meilleure mesure de l'innovation sociale
Gaël Brulé, Christian Suter
- 38** The 'Innovation' framework and what could lie beyond. *Corina Balaban*
- 40** Soziale Innovation: Treiber, Auswirkungen, Förderung. *Rainer Walz*
- 42** Innovative Partnerschaften im gesellschaftlichen Wandel. *Melanie Mettler*
- 44** Kreativwirtschaft – schillernd, unscharf, neu zu denken. *Christoph Weckerle*
- 46** Social Design – Definition, Aktualität, Vision
Angeli Sachs
- 48** Soziale Innovation in den Umweltwissenschaften
Michael Stauffacher
- 50** Nachhaltiger Konsum und soziale Innovation
Stephanie Moser, Stephan Schmidt, Christoph Bader
- 52** Innovatives Wohnen in der Ageing Society
Margrit Hugentobler



Stuhl mit rezykliertem Metall aus einer Berliner Werkstatt für Design und Bildung, die neue Wege sucht, jungen Flüchtlingen eine Ausbildung zu ermöglichen.

Publikationen Publications

- 55** 5 neue Publikationen der SAGW –
5 nouvelles publications de l'ASSH

Veranstaltungen



SAGW
ASSH

communiquer coordonner encourager



Académie suisse
des sciences humaines
et sociales

www.sagw-assh.ch

Erst kommt der Mensch, dann die Medizin

Beatrice Kübli, SAGW

Am 25. Oktober trafen sich in Bern Expertinnen und Experten an der Tagung «Die Macht des Geldes», um über den Einfluss von Geld auf das Gesundheitssystem zu diskutieren. Wer regiert das Gesundheitssystem? Der Homo sapiens oder der Homo oeconomicus?

Gemäss dem Euro-Health-Consumer-Index 2017¹ hat die Schweiz eines der besten Gesundheitssysteme Europas. Das ist beruhigend, würde man meinen. Tatsache ist aber, dass unser Gesundheitssystem zu den Top-Sorgen der Gesellschaft gehört. Insbesondere die ständig steigenden Kosten bereiten Kopfzerbrechen. Christof Schmitz, Geschäftsführer von college M und Moderator der Tagung «Die Macht des Geldes», will es genau wissen und fragt das Publikum: «Ist unser Gesundheitssystem noch im grünen Bereich, ist es kritisch oder wurde die Grenze bereits überschritten?» Eine Mehrheit der Anwesenden ist der Ansicht, dass die Grenze überschritten sei. Möglicherweise nehmen sich nur die Besorgten Zeit für diese Tagung. Dennoch legt das Resultat nahe, dass es Handlungsbedarf gibt.

Zwischen Patientenwohl und Rendite

Fürsorge, Nicht-Schaden, Gerechtigkeit, Selbstbestimmung – das sind zentrale Werte in der Medizin. Aber Ärzte müssen auch auf die wirtschaftliche Rendite ihrer Praxis oder ihres Spitals achten. Das führt dazu, dass die Ärzte



Podiumsdiskussion mit Kilian Künzi, Beatrice Beck Schimmer, Christof Schmitz, Beat Muggli, Bruno Kissling (v.l.n.r.).

im Alltag eher wirtschaftlich handeln, obwohl sie sich lieber am Patientenwohl orientieren würden, wie Nikola Biller-Andorno, Professorin für Biomedizinische Ethik, anhand einer Studie der Universität Zürich belegt. Dass Ärzte sich aus Berufung um ihre Patienten kümmern und nur bezahlt werden wollen, wenn es die Situation erlaubt, ist ein Ideal, das allenfalls in Gotthelf-Romanen gilt. Aber es ist ein gesellschaftliches Anliegen, dass alle Zugang zu einem Arzt haben. Die Krankenkassen, zeigt der Medizinhistoriker Hubert Steinke, entstanden zuerst für die Armen und wurden später auf die ganze Gesellschaft ausgeweitet. So wird das Arzt-Patienten-Verhältnis nicht durch wirtschaftliche Aspekte belastet. Zumindest war das die Idee.

¹ Euro-Health-Consumer-Index 2017, <https://healthpowerhouse.com/media/EHCI-2017/EHCI-2017-report.pdf>

Vom Patienten zum Klienten

Krankenkassen müssen bezahlt werden und die Prämien sind hoch. Den Patienten ist bewusst, dass sie viel für das Gesundheitswesen ausgeben. Entsprechend hoch ist die Anspruchshaltung. Die Gesundheit wird zum Marktobjekt, gekauft und verkauft. Das Verhältnis von Arzt und Patienten wandelt sich von einem Vertrauensverhältnis zu einem Geschäftsverhältnis. Die «Kunden» sind wachsender, kritischer. Eine Situation, die der Arzt im Alltag zu spüren bekommt, wie Flavio Sepulcri aus eigener Erfahrung beschreibt: Wenn ein Patient das Gefühl hat, schwer krank zu sein, dann muss ihn der Arzt glaubwürdig vom Gegenteil überzeugen können. Gelingt ihm dies nicht, so wird der Patient einfach zu einem Arzt wechseln, der ihm die gewünschte Behandlung verschreibt. Der Arzt verliert einen «Kunden». Zudem gibt es den Risikoaspekt, der zur Defensivmedizin führt. Wer will schon eine Klage riskieren? Dann doch lieber zur Sicherheit das Antibiotikum oder das Screening verschreiben. Für das gegenseitige Vertrauen wäre es wichtig, dass der Arzt auf seine Patienten eingehen kann. Aber das braucht Zeit und die Zeit ist reglementiert, kritisiert Chefarzt Bernhard Egger. Um einen Patienten über eine bevorstehende Operation zu informieren, sieht die Fallpauschale 20 Minuten vor. Das reiche knapp, um die technischen Aspekte einer komplexen Operation zu beschreiben. Die Konsequenzen für den Patienten und dessen Ängste könnten kaum je thematisiert werden. Dabei könnte ein Gespräch mit dem Patienten, das wirklich auf seine Situation und seine Sorgen eingeht, durchaus helfen, Gesundheitskosten zu sparen. Erklärt man nämlich einem 80-Jährigen, welche Konsequenzen eine Operation für ihn haben könnte, ver-

zichtet er vielleicht lieber darauf, wohingegen ein 40-Jähriger seine Chance nutzen möchte, trotz aller Schwierigkeiten.

Fehlanreize und Marktversagen

Dass es heute viele Möglichkeiten gibt, ist Fluch und Segen zugleich. In der Medizin geht es nicht um Luxusgüter, sondern um Leben und Tod. Wenn es eine Heilungsmöglichkeit gibt, dann möchte man sie auch nutzen. «Allerdings», so der Hausarzt Bruno Kissling, «werden heute fast mehr Risiken behandelt als wirkliche Krankheiten.» Nicht immer ist der Aufwand gerechtfertigt. Mögliche Anreize für Fehlleistungen sieht der Klinikleiter Beat Muggli beim Honorarlohn. Insbesondere bei Spezialisten konnte ein Zusammenhang zwischen Ärztedichte und Gesundheitskosten nachgewiesen werden. In einem Bericht des Bundes² kommen die Experten zum Schluss: «Aufgrund der Informationsasymmetrie zwischen Arzt und Patient beeinflusst der Leistungserbringer die Nachfrage nach Leistungen durch die Patientinnen und Patienten massiv.» Wo es freie Kapazitäten hat, werden sie ausgelastet. In der Medizin spielen die Mechanismen der freien Marktwirtschaft nicht. Kaum einer stellt die Empfehlung des Arztes in Frage. Zudem bezahlt ja die Krankenkasse.

² Expertenbericht des Bundes: «Kostendämpfungsmassnahmen zur Entlastung der obligatorischen Krankenpflegeversicherung», 2017, <https://www.news.admin.ch/news/message/attachments/50084.pdf>

Lohnrelevante Spezialisierung

Punkto Lohn gibt es signifikante Unterschiede zwischen den Fachgebieten sowie Alters- und Geschlechterdifferenzen. Die Direktorin für Universitäre Medizin Zürich, Beatrice Beck Schimmer, erläutert die gehaltsbestimmenden Faktoren, wie beispielsweise die gewählte Fachrichtung. Besonders lukrativ ist die Neurochirurgie, wogegen man mit Kinder- und Jugendpsychiatrie nicht reich wird. In der Folge fehlen Ärzte vor allem dort, wo sie wenig verdienen. Eine vom Staat vorgeschriebene Spezialisierung lehnen die Anwesenden aber ab. Das wäre zu viel staatlicher Eingriff. Zentral sei das Interesse für ein Gebiet. Insbesondere für die Jungen der Generation Y zählt sowieso nicht primär die Höhe des Einkommens, sondern die Sicherheit des Arbeitsplatzes und die Work-Life-Balance.

Ärztinnen verdienen weniger als ihre männlichen Kollegen, haben aber eine tiefere Mortalitätsquote. Ihre Patienten sterben weniger häufig und leiden zudem weniger an Komplikationen. Weshalb ist das so? Denkbar ist, dass sie sich mehr Zeit für den einzelnen Patienten nehmen und dadurch bessere Entscheidungen treffen (und auch weniger Minuten abrechnen können). Zudem halten sich Frauen eher an Vorschriften. Ist also die Medizin der Zukunft eine Medizin der Frauen?

Fokus auf den Menschen

Sicher ist, so eines der Fazite der Tagung, dass es wieder mehr um den Menschen gehen muss. Ökonomische Ziele dürfen nicht das Primat haben. Im Zentrum steht die Lebensqualität, was nicht immer gleichbedeutend mit

Heilung ist. Man muss dem Patienten ehrlich sagen können, dass sich nichts machen lässt, auch wenn das dem Narrativ der Halbgötter in Weiss widerspricht. Der Wandel, da sind sich die Anwesenden einig, muss von unten kommen, von den Ärztinnen und Ärzten. Regulierungen wären fehl am Platz. Massnahmen wie die Choosing-wisely-Listen, der Deutsche Klinik Codex oder der Schweizer Eid bieten eine gute Orientierungshilfe. Vielleicht wären sogar Richtlinien für eine Art «Clinical Integrity» sinnvoll, analog der «Scientific Integrity». Hilfreich wäre zudem, wenn es eine Plattform gäbe, wo sich Patienten über medizinische Massnahmen und deren Konsequenzen informieren könnten. Das würde es ihnen vereinfachen, beim Arzt die entscheidenden Fragen zu stellen und die für sie richtigen Entscheide zu treffen.

Lässt sich das System überhaupt steuern? Ein Teilnehmer ist skeptisch und stellt mit einer gewissen Ironie fest: «Es ist erstaunlich, wie die Leute an die Steuerungsmöglichkeiten eines so komplexen Systems glauben.» Nun, es wird zumindest darüber diskutiert. Damit beginnen üblicherweise Veränderungen. Letztlich ist es ein gesellschaftliches Problem. Und damit eine Aufgabe auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die Wissenschaften und ihre Daten

Heinz Nauer, SAGW

12 Es heisst, digitale Daten seien das «Erdöl des 21. Jahrhunderts». Wie gehen die Geistes- und Sozialwissenschaften mit Daten um? Wo liegen die Herausforderungen, wo die Chancen? Zwei Tagungen der SAGW befassten sich damit.

Die digitalen Datentöpfe werden immer grösser. Ihre Inhalte stammen aus der öffentlichen Verwaltung, aus dem Gesundheits- oder Sozialwesen, aus kommerziellen Transaktionen, aus sozialen Netzwerken, von Websites, aus retrodigitalisierten Texten, aus Forschung und Wissenschaft allgemein. In gesamtgesellschaftlicher Perspektive gilt es, ein gemeinsames Verständnis zu finden darüber, wie Daten nicht nur gesammelt, sondern auch zugänglich gemacht, genutzt und interpretiert werden können. Und für die Wissenschaften hat sich in den letzten Jahren ein ganzer Komplex von neuen Fragen ergeben: Nach welchen Kriterien sollen sie Daten auswählen, mit welchen Methoden Korpora befragen? Welche Institutionen sollen die Daten kuratieren und nachhaltig zur Verfügung stellen? Nach welchen Prinzipien und Standards sollen sie dies tun? Wie soll die wissenschaftliche Ausbildung künftig aussehen, um den neuen Anforderungen gerecht zu werden? Und woher kommen die finanziellen Mittel für den Aufbau und den Betrieb von digitalen Infrastrukturen wie Datenbanken, Plattformen und Repositorien?

Die SAGW organisierte am 2. und 9. November 2018 in Bern zwei Tagungen mit unterschiedlichem thematischem Fokus, an denen sich Experten und Expertinnen, die in verschiedenen Funktionen am digitalen Wandel der Geistes- und Sozialwissenschaften arbeiten, über solche Fragen austauschten: die eine zu «Geisteswissenschaftliche Forschungsplattformen in der Schweiz im Kontext



«Die Geisteswissenschaften des 21. Jahrhunderts spielen sich nicht in den alten institutionellen Grenzen ab», sagt Gerhard Lauer vom Digital Humanities Lab der Universität Basel.

von Open und FAIR Data», die andere zu «Big Data in den Sozialwissenschaften – Herausforderungen und Chancen».¹

¹ Die Präsentationen, das Tagungsprogramm und weitere Informationen zu den Tagungen finden Sie auf unserer Website: www.sagw.ch/de/sagw/veranstaltungen

Rückblick auf die Tagung «Open und FAIR Data»

Die Digitalisierung hat längst auch die Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften, die Archäologie, die Geschichte oder die Religionswissenschaften erfasst. Obschon sich viele GeisteswissenschaftlerInnen und die philosophischen Fakultäten teilweise noch immer in der «Rolle der distanzierten Kulturkritiker» gefallen, wie Gerhard Lauer vom Digital Humanities Lab der Universität Basel anmerkte, ist in der Schweiz über die Jahre eine Landschaft von digitalen Infrastrukturen, Forschungsplattformen, Netzwerken, Datenbanken und Repositorien entstanden, die Texte, Bilder, Ton- und Videodokumente sammeln, anreichern, zugänglich erhalten und frei zur Verfügung stellen. Heute zählt die Schweiz nach einer Angabe der SAGW etwa 55 relevante Plattformen, die Daten für die Geisteswissenschaften aufbereiten und kuratieren.

Eine zentrale Herausforderung für die Betreiber dieser Plattformen ist, dass sie Daten offen, kostenlos, wiederverwertbar und möglichst langfristig zugänglich machen. FAIR, GDPR, PID, DOI, ARK, RDF, CC-BY und API – die digitale Welt ist voller Abkürzungen. Doch auch wenn man die Begriffe ausschreibt, besteht für den Geisteswissenschaftler, der sich nicht jeden Tag mit Binärziffern auseinandersetzt, weiter Klärungsbedarf. Kurz: Es geht um Dinge wie Grundsätze fürs Datenmanagement, langfristige und eindeutige Identifikatoren, standardisierte Metadaten, Lizenzen und Programmierschnittstellen.

Neue Wissenschaften, alte Institutionen?

Die Tagung zeigte indes, dass die Herausforderungen nicht nur darin bestehen, möglichst breit akzeptierte technische und rechtliche Standards im Datenmanagement zu finden. Es gibt eine ganze Reihe zusätzlicher Aspekte, die nach weiterer Diskussion und Kooperation verlangen. So war an der Tagung etwa die institutionelle Verortung digitaler Initiativen und Forschungsplattfor-

men ein Thema. «Wir sind daran, die Geisteswissenschaften des 21. Jahrhunderts zu bauen. Und diese spielen sich nicht in den alten institutionellen Grenzen ab», sagte Gerhard Lauer in einer Podiumsdiskussion, welche die Tagung abschloss. Doch noch längst nicht jede Archäologin, jeder Sprachforscher oder jede Historikerin verfügt über das nötige Know-how, zunehmend frei verfügbare und qualitativ hochstehende Daten für seine Forschung auch wirklich fruchtbar zu machen, und umgekehrt hat nicht jeder Datenkurator das nötige Fachwissen, die Daten in optimaler Weise aufzubereiten und zur Verfügung zu stellen. Hier gilt es noch viel Basis- und Übersetzungsarbeit zu leisten, wie auch Lukas Rosenthaler vom Basler DH Lab, in einem Votum betonte.

Förderinstitutionen herausgefordert

Open Science fordert nicht nur Forscherinnen und Forscher sowie die Fakultäten heraus, sondern auch die Förderinstitutionen. Braucht die geisteswissenschaftliche Open Science Community in der Schweiz eine zentrale Koordination und Governance? Oder geht es nicht auch darum, überhaupt einmal zusammenzutragen und sichtbar zu machen, was bereits existiert (siehe Kasten zu AGATE)? Und wie evaluiert die Forschungsförderung Anträge in Zeiten, in denen interdisziplinäre Kooperationsprojekte und vielleicht tatsächlich auch neue, von Daten mitgetriebene Forschungsfragen institutionelle Grenzen zusehends verschwimmen lassen, in adäquater Weise? «Wir befinden uns zurzeit in einer Situation der Unordnung und der Entropie», sagte Aysim Yilmaz, Leiterin der Abteilung für Biologie und Medizin des Schweizerischen Nationalfonds. Es sei nicht mehr so klar, welche Förderinstrumente wo zum Tragen kämen, meinte auch Gabi Schneider, Projektleiterin im Programm «Wissenschaftliche Informationen» bei swissuniversities.

14 **Rückblick auf die Tagung «Big Data in den Sozialwissenschaften»**

Es ist noch nicht lange her, da war «Big Data» das grosse Versprechen für die Zukunft. Mittlerweile machen sich Skeptiker einen Spass daraus, lange Listen mit gescheiterten Big-Data-Initiativen zu erstellen. Und wie gehen die Sozialwissenschaften im Jahr 2018 mit Big Data um? Wo liegen die Chancen, wo die Herausforderungen? Diese Fragen stellte die Tagung «Big Data in den Sozialwissenschaften». Ob Politik- oder Kommunikationswissenschaften, Psychologie oder Soziologie – die Probleme und Herausforderungen sind weitgehend dieselben.

Neue Kompetenzen und Kooperationen

Erstens geht es um neue Kompetenzen: Der Sozialwissenschaftler, der mit grossen Datenmengen arbeitet, muss verstehen, wie Daten entstehen, für welche Forschungsfragen sich deren Auswertung eignet, wie die Daten erhoben, analysiert, langfristig archiviert und kuratiert werden können. Vor allem die ersten beiden Punkte seien in der sozialwissenschaftlichen Forschung und Lehre noch zu wenig etabliert, sagte Frauke Kreuter, Professorin für Statistik an der Universität Mannheim.

Zweitens treten neue Kooperationen in den Vordergrund: SozialwissenschaftlerInnen, die sich mit Data Science beschäftigen, Statistiker und Computer-Science-

SpezialistInnen müssen voneinander lernen und so etwas wie eine gemeinsame Sprache entwickeln. Es gehe dabei nicht nur um die nackten Daten, sondern um eine verstärkte Zusammenarbeit aller Akteure auch auf methodologischer Ebene, sagte Georges-Simon Ulrich, Direktor des Bundesamts für Statistik. In diesem Zusammenhang gelte es auch die Ausbildung der Studierenden neu zu denken, so Rainer Diaz-Bone, Soziologe an der Universität Luzern.

Qualität und Zugänglichkeit der Daten

Drittens genügt es nicht, einfach viele Daten zu haben. Die Qualität der Daten ist entscheidend. Häufig erheben Forschende ihre Daten nicht mehr selbst, sondern schöpfen sie aus digitalen Datenströmen. Die Qualität solcher Daten zu beurteilen und sie in analytische Formen und Kategorien zu bringen, ist herausfordernd.

Viertens sind Daten häufig nicht zugänglich. Die grössten Datenmengen befinden sich heute im Besitz von einer Handvoll privaten Playern: Apple, Amazon, Google, Facebook und Microsoft, in den USA auch «The big five» genannt. Der Forschung stehen diese Daten nicht oder nicht in genügender Qualität zur Verfügung. Und der Zugang zu Daten aus der öffentlichen Verwaltung und Administration oder aus dem Gesundheitswesen ist durch den Datenschutz eingeschränkt. «Nur open geht natürlich nicht», sagte Georg Lutz, Direktor des Schweizer Kompe-

tenzzentrums für Sozialwissenschaften FORS, «aber es wäre dumm, diese vorhandenen Daten nicht wissenschaftlich zu nutzen.»

Wie steht es also um das Versprechen von Big Data in den Sozialwissenschaften in der Schweiz? In einzelnen Bereichen haben sich neue datengetriebene Methoden etabliert. Zu nennen ist etwa die statistische Auswertung von grossen digitalen Textmengen («text and data mining»). Im Grossen und Ganzen aber wurde das Versprechen von Big Data noch nicht eingelöst, so Lucas Leemann, Politologe und Mitgründer des Digital Democracy Lab an der Universität Zürich. Es besteht jedenfalls nach wie vor viel Potenzial für neue Forschungsfragen, betonte Frauke Kreuter. So könnten vermehrt grosse Datenmengen aus verschiedenen Quellen in grosse Korpora zusammengeführt und mit herkömmlichen Methoden kombiniert werden. Das würde es erlauben, «stärker in Raum und Zeit hineinzuzoomen, als das früher möglich war», wie es Kreuter formulierte.

AGATE ist ein Forschungsinformationssystem für die Forschung an den europäischen Akademien. Der Name steht für «A European Science Academies Gateway for the Humanities and the Social Sciences». Die ursprüngliche Idee von AGATE wurde ab 2017 von der Digitalen Akademie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz weiterentwickelt, die für die Realisierung der Plattform verantwortlich ist und derzeit die konzeptionelle und technische Leitung des Projekts übernimmt. In enger Zusammenarbeit mit der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften plant das AGATE-Team, das System in naher Zukunft zu erweitern. Das AGATE-Team steht dafür in Kontakt auch mit der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Das Ziel in der Schweiz ist, geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsplattformen – auch solche ausserhalb der Akademien – auf AGATE zu erfassen. So soll es erstmals möglich sein, die Infrastrukturleistungen dieser Disziplinen gesamthaft national und international sichtbar zu machen, unabhängig von ihrer Förderung oder institutionellen Anbindung.

Weitere Informationen:

<https://agate.academy/de.html>

Wissenschaft sinnvoll messen

Heinz Nauer, SAGW

16 Immer mehr Institutionen und Forschende buhlen um die privaten und öffentlichen Gelder, die in die Wissenschaften fließen. In diesem Verfahren zählt vor allem, was sich zählen und in Form von Rankings bewerten lässt. Forschende sagen, diese vor allem quantitativen Methoden zur Messung von guter Wissenschaft seien überholt, ja behinderten gar den wissenschaftlichen Fortschritt. Die Frage, wie sich Wissenschaft sinnvoll messen lässt, beschäftigt auch die Schweizer Akademien.¹

«Qualität vor Quantität» lautet der Titel einer Publikation, welche die SAGW 2018 in Zusammenarbeit mit der Akademie der Naturwissenschaften veröffentlichte (siehe S. 56). Die Autoren Marlene Iseli und Markus Zürcher befassten sich darin mit der Flut von Projektanträgen, Kongressen, Tagungsbänden und Publikationen und letztlich mit der Frage, ob dieser Output überhaupt noch hinreichend nach wissenschaftlichen Kriterien validiert und diskutiert werden kann.

Kritische Stimmen zum System der Wissenschaftsevaluation

Die Akademie der Naturwissenschaften organisierte im Anschluss an die Publikation im November 2018 in Bern eine Tagung zum Thema.² Mehrere Referentinnen und

Referenten äusserten sich an der Tagung kritisch zum bestehenden System der Wissenschaftsevaluation: Antonio Loprieno, Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz, bezeichnete die Evaluationsmechanismen als «Paradoxon der modernen Wissenschaft». Die Verwendung quantitativer Instrumente zur Messung von wissenschaftlicher Leistung nehme exponentiell zu, obschon gleichzeitig Vorbehalte bestünden, was die Fairness und Anwendbarkeit dieser Instrumente betrifft.

Stephen Curry, Professor für Strukturbiochemie am Imperial College in London, bezeichnete Kennzahlen und Rankings als «pseudo-objektiv». Der h-Index und der Journal Impact Factor (siehe Kasten) beispielsweise würden sich nicht mit der Wahrnehmung von Forschenden decken, welche Publikationen in ihren Gebieten wichtig seien. Der Fokus auf solche Indikatoren könne den wissenschaftlichen Fortschritt sogar verlangsamen, so Curry, weil Forscher durch sie dazu ermutigt werden, ihre Arbeiten einem möglichst renommierten Journal vorzulegen. So sei das Risiko hoch, dass die Beiträge abgelehnt würden und die Ergebnisse der Öffentlichkeit länger als nötig vorenthalten blieben.

Ellen Hazelkorn, Leiterin der Forschungsabteilung für Hochschulpolitik am Dublin Institute of Technology, formulierte ebenfalls Vorbehalte gegenüber den Messinstrumenten: «Wir leben in einer Zeit, in der die Wissen-

¹ Dieser Artikel basiert auf dem englischen Tagungsbericht von Roger Pfister, Akademien der Schweiz, sowie auf dem Bericht «Wie Wissenschaftler ihren Erfolg definieren» von Celia Luterbacher, erschienen am 17. Dezember 2018 auf swissinfo.ch. Zitate sind teilweise wörtlich übernommen.

² Die Tagung war Teil der «We Scientists Shape Science»-Initiative der Schweizerischen Akademien der Wissenschaften. Sie fand am 21. November 2018 im Kursaal in Bern statt und trug den Titel: «Beyond impact factor, h-Index and university rankings: Evaluate science in more meaningful ways». Das Programm finden Sie auf der Website der Akademien der Naturwissenschaften.

schaft für jede und jeden da sein soll, nicht nur für eine kleine Elite.» Rankings stützten sich indes vor allem auf enge fachinterne Indikatoren und stünden dem Anliegen einer Wissenschaft für alle entgegen, so Hazelkorn.

Sarah de Rijcke, stellvertretende Direktorin des Zentrums für Wissenschafts- und Technologiestudien (CWTS) an der Universität Leiden, präsentierte mit dem «Portfolio-Ansatz» einen konkreten Vorschlag dafür, wie wissenschaftliche Leistungen evaluiert werden könnten. Beim Portfolio-Ansatz handelt es sich um eine «standardisierte Erzählung», die Auskunft gibt über die Expertise eines Wissenschaftlers, seine Forschungsergebnisse und seinen Einfluss auf Wissenschaft und Gesellschaft. Die für das Portfolio berücksichtigten Indikatoren sollten breit gefasst werden und stärker als bislang auch die Lehre, den Wissenstransfer und überhaupt eine adäquate Kommunikation der eigenen Forschungsergebnisse einschließen, so de Rijcke.

Die Diskussion über sinnvolle Methoden, wissenschaftliche Leistungen zu messen, wird sich weiterdrehen. Angetrieben werden dürfte sie nicht zuletzt durch die Open-Science-Bewegung, welche die Nutzer stärker in die Forschung einbezieht und gängige Messindikatoren für qualitativ hochstehende wissenschaftliche Arbeit – wie beispielsweise Publikationen in hoch gerankten Zeitschriften – relativiert.

Wie die Wissenschaft sich misst

- Hochschul-Rankings: Immer mehr Universitäten und andere Forschungsinstitutionen konkurrieren um Finanzmittel, WissenschaftlerInnen und Studierende. Hochschul-Rankings sollen ein Instrument sein, um die Qualität und die Wirkung dieser Organisationen zu beurteilen. Sie basieren primär auf dem Vergleich von Zahlen zu Zitierungen, zu Wissenstransfer und zur Leistung in der Lehre.
- Journal Impact Factor (JIF): Eine Kennzahl für den interdisziplinären bibliometrischen Vergleich wissenschaftlicher Zeitschriften. Sie gibt Auskunft darüber, wie häufig in dieser Zeitschrift veröffentlichte Artikel durchschnittlich zitiert werden. Der JIF ist der Quotient aus der Zahl der Zitierungen geteilt durch die Zahl der Artikel einer Zeitschrift in den vorangehenden zwei Jahren.
- h-Index: Eine Kennzahl für das weltweite Ansehen von Forschenden in Fachkreisen. Sie stützt sich auf die Zahl von publizierten Arbeiten und darauf, wie häufig diese Publikationen zitiert werden. Sie soll sowohl die Produktivität wie auch die Wirkung von Forschenden erfassen. Nach seinem Urheber, dem argentinisch-amerikanischen Physiker Jorge E. Hirsch, wird der h-Index auch «Hirsch-Index» oder «Hirschfaktor» genannt.

SAGW-Community Community ASSH



Die vergessenen Dialekte

Beatrice Kübli, SAGW

Ein Jahrhundertprojekt ist es nicht. Das wäre untertrieben. Ende des 19. Jahrhunderts entschieden sich drei Männer, die Patois (Dialekte) und damit ein Stück Kulturgut der Romandie zu dokumentieren. Sie konnten nicht ahnen, dass ihr Projekt die Wissenschaft über 160 Jahre lang in Anspruch nehmen würde.

Die Tür ist abgeschlossen. Eigentlich ist es eher ein Tor, von Stein umrandet und mit Eisenornamenten geschmückt. Kurz nach dem Klingeln öffnet Dorothee Aquino die Tür. Es ist schön warm drinnen. Ein Feuerkäfing ist es, dieses Treppenhaus. Nicht im metaphorischen Sinne, sondern als Sicherheitsmassnahme, um den Schatz, der in diesem Gebäude gehütet wird, im Brandfall vor der Vernichtung zu schützen: die Dialekte der Romandie.

Ein Stück Kulturgut

«Erwähnt man bei jungen Romands das Patois, stösst man bisweilen auf Verblüffung», erzählt Dorothee Aquino, die Kommunikationsverantwortliche des Glossaire. Viele wissen nicht mehr, dass es früher auch in der Westschweiz Dialekte gab, so wie heute noch in der Deutschschweiz. Dass die Patois verschwinden würden, zeichnete sich bereits im vorletzten Jahrhundert ab. Drei Männer wollten verhindern, dass ein Stück Kultur der Romandie für immer in Vergessenheit geraten würde. Am Ende des 19. Jahrhunderts startete der Französischlehrer und spätere Rektor der Universität Zürich Louis Gauchat zusammen mit seinen Mitarbeitern Jules Jeanjaquet und Ernest Tappolet deshalb ein grosses Projekt. Eigentlich dachten die drei, in ein paar Jahren sei alles abgeschlossen, aber es kam anders.



Dorothee Aquino präsentiert die umfassende Bibliothek des Glossaire.

Umfassende Dokumentation

Louis Gauchat ist 1942 gestorben. In den 76 Jahren seither erlebte das Glossaire acht weitere Chefredakteure und zwei Umzüge. Seit 1972 befindet es sich in Neuchâtel, wo es seit Juli 2018 von Yan Greub geleitet wird. Wände hat es kaum in den Büros des Glossaire. Zumindest keine sichtbaren. Überall stehen Regale, gefüllt mit Zettelboxen und Büchern. Im Büro von Dorothee Aquino fallen sofort die vielen ledergebundenen Bücher in den Holzregalen auf. Alle Bücher aufzulisten, die es über die Patois gab, das war einst das Ziel von Louis Gauchat und Jules Jeanjaquet. Die «Bibliographie linguistique» der beiden gilt heute noch als Referenzwerk. Nebst den bibliografischen Angaben fassten sie jedes Buch kurz zusammen. Was damals an Literatur vorlag, hatten sie alles gelesen. Die Patois lagen ihnen am Herzen. Um die Dialekte für die Nachwelt zu



Das Glossaire umfasst rund 1350 Zettelkasten mit insgesamt über zwei Millionen Wortzetteln.

dokumentieren, schickten sie zehn Jahre lang ein- bis zweimal pro Monat einen Fragebogen an mehr als hundert Personen, die Patois sprachen. Die Dialekte sollten komplett dokumentiert werden. Dabei war es den Initianten wichtig, dass die Wörter direkt von Muttersprachlern kamen.

Bilder für das Verständnis

Grüne, gelbe, blaue, rosa, orange und weisse Karten. Jeder Kanton erhielt eine andere Farbe. Auf den Karten notierten die Befragten, wie sie das Wort aussprachen, und machten Hinweise zur Grammatik und zur Verwendung. Nicht nur die Sprache sollte abgebildet werden, sondern auch ein Teil der Kultur und des Alltags der Romands. Für

die Wissenschaftler war es allerdings nicht immer einfach zu verstehen, was da beschrieben wurde. Einige der typischen Werkzeuge der Landbevölkerung zum Beispiel waren ihnen nicht vertraut. Sie entschieden sich, die Objekte zeichnen zu lassen. So umfasst das Glossaire heute nicht nur über zwei Millionen Zettel in rund 1350 Zettelkasten, sondern auch tausende Illustrationen.

Ausdauer und Hartnäckigkeit

Dorothee Aquino breitet einige der Illustrationen auf dem Tisch aus. Zum Teil werden sie zur Veranschaulichung im Glossaire abgedruckt, aber längst nicht alle Bilder können verwendet werden. Nun ist geplant, die ikonographische Sammlung in separaten Publikationen (unabhängig vom Wörterbuch) zur Geltung zu bringen. An Ideen, wie der Patois-Schatz verwendet werden kann, fehlt es nicht. Aber die Zeit ist knapp. Schon nur die Aufarbeitung aller Wörter dauert. Im Oktober 2018 erschien Heft 127 des Glossaire. Es umfasst den alphabetischen Bereich «h» bis «hausse». Gemäss vorsichtigen Hochrechnungen dauert die Dokumentation der Patois noch bis ins Jahr 2062.

13 Personen arbeiten insgesamt beim Glossaire, davon 8 Redaktoren. Die Arbeit ist nicht einfach, denn keiner der Redaktoren spricht noch Patois. Hinzu kommt, dass die Handschriften auf den Zetteln bisweilen schwer zu entziffern sind. Zudem hielten sich die Befragten manchmal nicht an die Vorgaben, damals von 1900 bis 1910. Manche hörten vor Ende der Befragung auf. Wenn die Antworten für manche Orte unvollständig waren oder ganz fehlten, reisten die drei Männer manchmal in den Ferien

in die fehlenden Gebiete und befragten die Bevölkerung direkt. Überzeugt, dass die Wichtigkeit ihres Projekts geschätzt würde, verliessen sie sich darauf, dass man sie gut empfangen würde. Nicht immer kamen sie gesättigt zurück. Aber die drei Herren waren hartnäckig. Auch als es darum ging, eine geeignete Klassifizierung für die Wörter zu finden.

Ein effizientes System

Zwar dauerte es eine Weile, bis eine geeignete Methode gefunden wurde, aber das System funktioniert auch über hundert Jahre später noch. Es ist «diablement efficace», schwärmt Dorothée Aquino. 1924 erschien das erste Heft des Glossaire. Das heutige Gebäude erinnert etwas an die alten Zeiten. Stuckaturen schmücken Türen und Decken, sogar die Heizung ist verziert. Diagonal verlaufen alte Holzbalken, der Boden knarrt. Fast könnte man meinen, man sei noch im frühen 20. Jahrhundert, wären da nicht die Kopierer und Computer. Die Digitalisierung bietet neue Möglichkeiten, nicht nur zur Verarbeitung, sondern auch für den Zugang zum Glossaire.

Das Glossaire im 21. Jahrhundert

Seit kurzem ist das Glossaire online. Mit dem Suchsystem, das neu auch eine Volltextsuche umfasst, ist es viel einfacher, die gewünschten Wörter zu finden. Was früher mit viel Blättern in der Bibliothek verbunden war, geht nun ortsunabhängig mit ein paar Klicks. Damit wird das Glossaire wieder zu dem, was sich die Gründer gewünscht hatten: ein Stück Kulturerbe der Romandie für das Volk.



Redaktor Eric Flückiger bearbeitet die Wortzettel.

Rätoromanisches Wörterbuch ist online

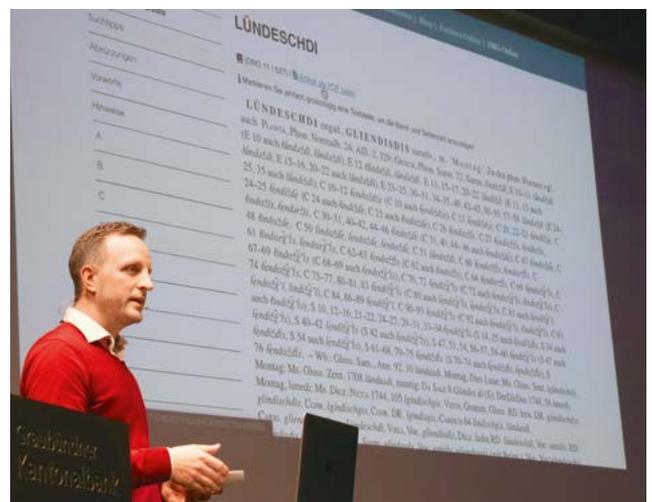
Heinz Nauer, SAGW

22 Im Dezember 2018 ging das rätoromanische Wörterbuch «Dicziunari Rumantsch Grischun» online. Nach dem «Schweizerischen Idiotikon» und dem «Glossaire des patois de la Suisse romande» ist es das dritte nationale Wörterbuch, das nun im Internet frei zur Verfügung steht. Retrodigitalisiert wurde es in China.

Rund 10 Jahre würde die redaktionelle Arbeit für das «Dicziunari Rumantsch Grischun» (DRG) dauern. So rechnet im Jahr 1903 Andrea Vital, Bündner Nationalrat und damals Präsident der Societad Retoromantscha. Der erste Faszikel des ersten Bandes von «A» bis «ademplat» («flach liegend») erschien dann 1939. Mittlerweile ist das DRG beim vierzehnten Band und beim Buchstaben «M» angelangt. Das sind mehr als 10 000 Buchseiten mit hochverdichteten Informationen zur bündnerromanischen Sprache.

Fünf Anschläge pro Sekunde

Als Grundlage für die Online-Version mussten die ersten 13 Bände des Wörterbuchs retrodigitalisiert werden. Denn erst seit 2015 werden die Artikel datenbankbasiert verarbeitet. Für die Retrodigitalisierung arbeitete das DRG mit einem Kompetenzzentrum in Deutschland zusammen.¹ Dieses wiederum kooperiert mit einem chinesischen Erfassungsbüro in Nanjing. Dort tippten chinesische Datentypistinnen, obschon weder mit der rätoromanischen noch mit der deutschen Sprache vertraut, die 13 Bände des DRG ab, Zeichen für Zeichen, Wort für Wort, Seite für Seite, inklusive aller typografischer Merkmale wie Kursivierung oder Hoch- und Tiefstellung.



Projektleiter Ursin Lutz erklärt die Navigation im Online-Wörterbuch.

Das Schlussresultat, nach der Datenaufbereitung durch das Kompetenzzentrum, ist eine ausgabengetreue Abschrift der Vorlage (nur die verwendete Schrift unterscheidet sich leicht von derjenigen des gedruckten Buchs). «Die Chinesen haben aufgrund ihrer eigenen bildhaften Schrift ein besser geschultes Auge als wir», sagt Chefredaktor Carli Tomaschett. «Sie erkennen die Unterschiede zwischen einzelnen Buchstaben sehr gut.» Die Datentypistinnen in Nanjing garantieren eine Genauigkeit von 99,97% und sind somit viel weniger fehleranfällig als moderne Texterkennungsprogramme. Und sie sind schnell. Einige von ihnen schaffen mehr als fünf Anschläge pro Sekunde. «Zu sehen, wie unsere jahrzehntelange Arbeit in Computer gehämmert wird, das ist für

¹ Trier Center for Digital Humanities. Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier.

mich wie ein kleines Wunder», sagte Projektleiter Ursin Lutz zum rätoromanischen Fernsehen, das ihn nach Nanjing begleitete.²

Vom analogen Wörterbuch zur digitalen Infrastruktur

Die digitalen Abschriften wurden in weiteren Schritten verarbeitet, aufbereitet und am 7. Dezember schliesslich online publiziert. Das DRG ist somit ohne Blättern für jedermann zugänglich und im Volltext durchsuchbar. Die Online-Version bietet zudem den Vorteil, dass die Stichwortsuche nun auch auf Deutsch möglich ist. «Es ist ein wichtiger Meilenstein in einer mehr als 100 Jahre umfassenden Geschichte und für uns ein historischer Tag», sagte Cristian Collenberg, Präsident der Societad Retorumantscha, an der Feier, welche den Projektabschluss markierte.

Doch die Arbeit geht weiter. Zuletzt erschienen die Faszikel 188/189 des vierzehnten Bandes, von «metter» («legen», «setzen») bis «Michel» («Michael»). Und die digitalen Daten, sollen sie langfristig zugänglich und benutzbar bleiben, müssen fortlaufend geprüft und gepflegt werden. So ist aus einem weiteren Wörterbuchprojekt des frühen 20. Jahrhunderts, das nur einige Jahre dauern sollte, nun eine digitale Infrastruktur des 21. Jahrhunderts geworden.



Das digitale Wörterbuch kennt keine Platzprobleme – am Stehtisch aber bleibt es eng.

Infobox

Das «Dicziunari Rumantsch Grischun», kurz DRG, ist neben dem «Schweizerischen Idiotikon», dem «Glossaire des patois de la Suisse romande» und dem «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana» eines der vier nationalen Wörterbücher. Es dokumentiert alle bündnerromanischen Ortsdialekte und die fünf Schriftidiome vom 16. Jahrhundert bis jetzt. Das DRG wurde 1904 unter dem Dach des Vereins Societad Retorumantscha gegründet. Mittlerweile liegen 13 Bände des Wörterbuchs vor und man ist beim Buchstaben «M» angelangt. Das DRG zählt 10 Mitarbeitende. Seit 1996 ist die SAGW per Bundesmandat für die nationalen Wörterbücher und somit auch für das DRG verantwortlich.

² Die 25-minütige Dokumentation des rätoromanischen Fernsehens, die in der «Contrasts»-Filmreihe erschien, wurde im Dezember 2018 an verschiedenen Terminen und auf verschiedenen Sendern ausgestrahlt.

Fin des travaux d'édition des œuvres majeures d'Isaak Iselin

Fabienne Jan, ASSH

24

Avec la parution du quatrième volume des *Gesammelte Schriften* d'Isaak Iselin (1728–1782), l'édition des œuvres centrales du philosophe bâlois est désormais achevée. Aussi le curatorium fondé en 2010 par l'ASSH pour accompagner le projet d'édition a-t-il été dissous lors de la séance du Comité de l'Académie de décembre 2018. Retour sur un projet rondement mené.

A la base de ce projet, un constat surprenant: malgré l'importance du philosophe pour les Lumières de l'espace germanophone, aucune édition moderne de l'œuvre d'Isaak Iselin n'était jusqu'alors disponible. En dépit des efforts d'Iselin lui-même à cet égard, il n'existait d'ailleurs pas davantage d'édition ancienne de ses écrits principaux qui soit à peu près complète; les *Vermischte Schriften* (*Mélanges*) datant de 1770 ne contiennent en effet qu'une fraction de l'œuvre du philosophe. L'édition commentée des œuvres majeures du philosophe initiée par l'ASSH en 2010, et qui devait être réalisée au cours de la période 2013–2018, visait donc à combler cette importante lacune et à rendre à Iselin ce qui lui revient de plein droit.

Un philosophe des Lumières aux multiples engagements

Isaak Iselin (1728–1782) est l'une des personnalités bâloises les plus remarquables du XVIII^e siècle et l'un des représentants majeurs des Lumières et de la pensée réformatrice suisse. Après des études de philosophie et de droit, il aurait aimé occuper un poste de professeur à l'Université de Bâle, sa ville natale, mais le tirage au sort qui était alors pratiqué pour pourvoir aux chaires à l'Université a joué à plusieurs reprises contre lui. En 1756, il devient secrétaire du Conseil de la Ville de Bâle, poste qu'il devait occuper jusqu'à sa mort. Parallèlement à son activité professionnelle, Iselin a mené à bien plusieurs projets philanthropiques. Ainsi, en 1777, dans le but de promouvoir l'éducation et lutter contre la pauvreté des couches les plus défavorisées de la population, il fonde la *Gesellschaft zur*



Les œuvres majeures du philosophe bâlois Isaak Iselin sont désormais disponibles dans une édition commentée en quatre volumes.

Aufmunterung und Beförderung des Guten und Gemeinnützig (Société pour l'encouragement et la promotion du bien et de l'intérêt général), qui existe toujours de nos jours sous l'appellation raccourcie *Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige* ou GGG. Par ailleurs, entre 1761 et 1762, il a co-fondé avec un cercle d'amis et d'esprits éclairés la *Helvetische Gesellschaft* (Société Helvétique), dans le but de promouvoir l'amitié et la concorde au sein de la Confédération des XIII cantons. Ce faisant, il a exercé une influence importante en tant que médiateur culturel entre les régions linguistiques française et allemande. L'engage-

ment d'Iselin dans ces divers domaines a largement nourri son œuvre: son spectre thématique va de la politique à la pédagogie, de l'histoire à la philosophie en passant par l'économie, domaine où son rôle est encore largement méconnu.

Une édition commentée en quatre volumes

Il était donc temps de faire connaître toutes les facettes de l'œuvre d'Iselin et d'entreprendre l'édition commentée de ses écrits principaux. A cet effet, un curatorium scientifique a été fondé en 2010 par l'ASSH, qui a contribué à développer le projet d'édition et l'a accompagné depuis ses débuts. Le curatorium a été présidé d'abord par le Prof. Kaspar von Greyerz, puis, après son départ à la retraite en novembre 2013, par la Prof. Claudia Opitz-Belakhal (tous deux de l'Université de Bâle). Les œuvres ont été réparties en quatre volumes: 1. *Schriften zur Politik* (2014), 2. *Schriften zur Ökonomie* (2016), 3. *Schriften zur Pädagogik* (2014), 4. *Geschichte der Menschheit* (2018) qui ont tous été publiés chez Schwabe. Pour les travaux d'édition, quatre universitaires ont été employés à 50% chacun-e pendant trois ans. Le Fonds national suisse (FNS), la Fondation Max Geldner, la *Freiwillige Akademische Gesellschaft* (FAG) de Bâle ainsi que la GGG, entre autres, ont contribué à financer le projet. Le FNS et la Fondation Berta Hess-Cohn (Bâle) ont par ailleurs co-financé l'impression des quatre volumes, ainsi que la publication numérique du quatrième volume. L'Académie a pris en charge pour sa part les coûts engendrés par les réunions du curatorium scientifique.

Fin des travaux

Ces travaux d'édition de longue haleine sont maintenant terminés; avec la parution du volume 4, les œuvres majeures d'Isaak Iselin sont désormais disponibles dans leur intégralité. Une manifestation de clôture organisée le 15 décembre dernier à Bâle a permis de présenter au public l'ensemble de l'édition. Au terme de l'événement, les éditeurs et collaborateurs des volumes ont partagé un repas au restaurant de circonstance *Zum Isaak*. Le curatorium a par ailleurs été officiellement dissous lors de la réunion du Comité de l'Académie du 14 décembre 2018. L'ASSH remercie toutes celles et ceux qui ont rendu possible ce beau projet d'édition et qui l'ont mené à bien grâce à leur précieux engagement.

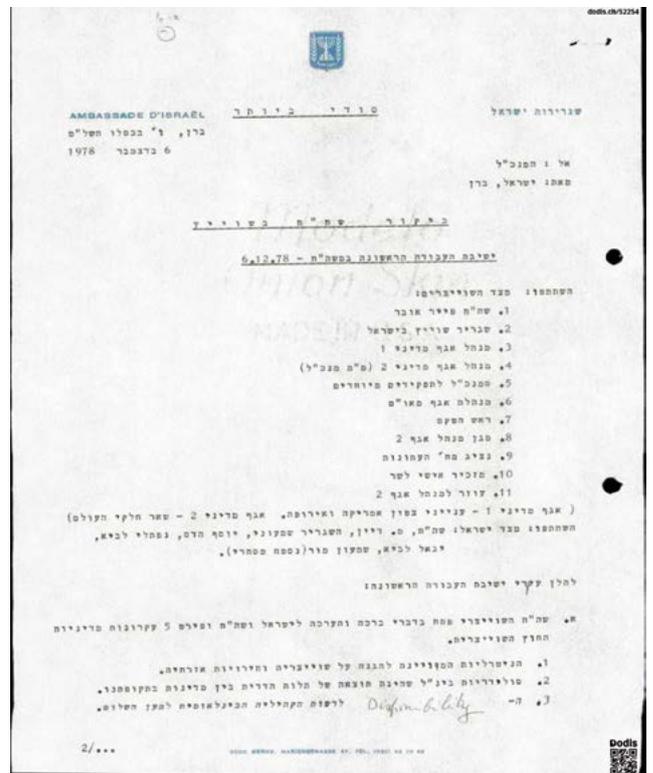
Dokumente zur israelisch-schweizerischen Diplomatie online

Thomas Bürgisser, Yves Steiner, wissenschaftliche Mitarbeiter Dodis

26 Im Dezember 1978 traf der israelische Aussenminister Moshe Dayan seinen Schweizer Amtskollegen Pierre Aubert in Bern. Es war der erste offizielle Besuch eines israelischen Aussenministers in der Schweiz. Die Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz Dodis veröffentlichte nun die Dokumente dazu.

Am Tisch sassen neben den Aussenministern Moshe Dayan und Pierre Aubert fünf weitere Israelis und neun Schweizer, darunter Francesca Pometta, die erste Frau in der Schweizer Berufsdiplomatie. Drei Tage, vom 6. bis 8. Dezember, weilte die hochrangige israelische Delegation in Bern. Zweieinhalb Monate zuvor war das Camp-David-Abkommen, eine Grundlage für den späteren israelisch-ägyptischen Friedensvertrag, unterzeichnet worden. Ein Schwerpunkt der Gespräche lag angesichts der weltpolitischen Lage denn auch auf den Perspektiven für Frieden im Nahen Osten.

Faksimiles der hebräischen Dokumente online
 2016 veröffentlichte Dodis auf ihrer Online-Datenbank die schriftlichen Aufzeichnungen des Eidgenössischen Politischen Departements (EPD) zu dem Treffen (siehe insbesondere dodis.ch/48374). Doch diese dokumentierten nur die eine Seite des hohen Besuchs. In Zusammenarbeit mit



Dokument in Hebräisch vom 6. Dezember 1978. Erstellt anlässlich der ersten Arbeitssitzung während des Besuchs des israelischen Aussenministers Moshe Dayan in der Schweiz.

den Israel State Archives konnten nun auch die israelischen Gegendokumente der Unterredungen zwischen Aubert und Dayan (dodis.ch/52254 und dodis.ch/52255) publiziert werden. So wird eine multiperspektivische Betrachtungsweise möglich. Neben den Faksimiles der Dokumente in Hebräisch bietet Dodis Forschern und Interessierten auch Transkriptionen auf Deutsch an.

Transnationale Kooperationen

Diese Veröffentlichung reiht sich ein in die zunehmenden transnationalen Kooperationen der Editoren diplomatischer Dokumente. 2018 beispielsweise arbeitete Dodis mit dem österreichischen Staatsarchiv zusammen, um Dokumente zu hochrangigen bilateralen Treffen zwischen der Schweiz und Österreich in den 1970er-Jahren zur Verfügung zu stellen (z.B. dodis.ch/49981). Es handelte sich dabei um eine von verschiedenen Initiativen im Rahmen des International Committee of Editors of Diplomatic Documents (ICEDD), das von Generalsekretär Sacha Zala, dem Direktor von Dodis, koordiniert wird.

Alle Dokumente zu den Gesprächen zwischen den Aussenministern der Schweiz und Israels in Bern im Dezember 1978 finden sich unter: dodis.ch/C1440

Infobox

Die Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz, kurz Dodis, veröffentlicht und vernetzt zentrale Quellen zur Geschichte der schweizerischen Aussenbeziehungen seit 1848. Sie betreibt eine umfangreiche Online-Datenbank, betreut als Kernstück eine gedruckte Edition, bibliografiert systematisch wissenschaftliche Publikationen zur Geschichte der schweizerischen Aussenpolitik und publiziert in der Reihe «Quaderni di Dodis» Forschungsergebnisse, die primär auf den Ressourcen der eigenen Datenbank basieren. Dodis ist ein Institut der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften.

Neue Präsidentin im Schweizerischen Juristenverein

28

(zvg/hn) Luca Marazzi gab an der Generalversammlung vom 14. September 2018 in Lugano das Präsidium des Schweizerischen Juristenvereins ab. Audrey Leuba, Professorin für Zivilrecht an der Universität Genf, wurde als Nachfolgerin gewählt.

Luca Marazzi übergibt ...



Luca Marazzi führte den Verein in den letzten drei Jahren mit viel Umsicht und Tessiner Charme und konnte dabei wichtige Erfolge verbuchen: Das Thema des Juristentags 2015 – Recht im Digitalen Zeitalter – könnte man fast als Motto über seine Amtsdauer setzen. Der Juristenverein hat in den letzten drei Jahren

wichtige Schritte ins digitale Zeitalter unternommen. Sichtbar ist die Neugestaltung der Website. Weniger sichtbar, dafür umso anspruchsvoller war die Überführung der «Zeitschrift für Schweizerisches Recht» ins digitale Zeitalter inklusive Bereitstellung in Open Access. Die Referate des Juristentags werden künftig nach einer Karenzdauer von einem Jahr im Internet frei verfügbar sein, und die alten Referate werden seit den 1860er-Jahren umfassend retrodigitalisiert und so der Nachwelt erhalten und zugänglich gemacht. Daneben war es Luca Marazzi ein grosses Bedürfnis, den jährlichen Juristentag – das Kernanliegen des Juristenvereins – neu zu beleben. Nun besteht eine Kooperation mit dem Schweizerischen Anwaltsverband, was hilft, die gemeinsamen Kräfte künftig stärker zu bündeln. Nicht zuletzt ist es Luca Marazzi zu verdanken, dass die Statuten und die Website des Juristenvereins nun endlich auch auf Italienisch greifbar sind.

... an Audrey Leuba



Audrey Leuba hat in den 1980er-Jahren in Neuchâtel Jura studiert. Es folgten das Anwaltspatent, ein Master an der Harvard Law School. 1997 promovierte sie mit einer Arbeit zur traditionellen Arbeitsteilung zwischen Eheleuten. Die Dissertation wurde mit dem Walther Hug-Preis ausgezeichnet. Audrey Leuba unter-

richtete mehrere Jahre an der Universität Neuchâtel und wurde 2006 als ordentliche Professorin für Zivilrecht an der Universität Genf ernannt. Daneben war und ist sie sehr aktiv in verschiedenen Gremien und Ämtern in und ausserhalb der Universität, zum Beispiel als Mitglied der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen oder als Co-Direktorin des Lehrgangs für Familienrechtsanwälte des Schweizerischen Anwaltsverbands in der Romandie.

Nachruf André Wyss

(mz/hn) André Wyss wurde 1947 in Saint-Ursanne im heutigen Kanton Jura geboren. Dem Jura, seiner Literatur, Kultur und Geschichte blieb er intellektuell ein Leben lang treu. Wyss war ein «professioneller Musikliebhaber», wie er über sich selbst gerne sagte. In jungen Jahren veröffentlichte er unter einem Pseudonym als Sänger drei Single-Alben. Eine Zeit lang arbeitete er für verschiedene Zeitungen auch als Musikkritiker und Kolumnist. In der Romandie kannte man ihn zudem auch aus der Fernsehsendung «A vos lettres». 1987 wurde Wyss Professor für französische Sprache und Literatur des 17. Jahrhunderts an der Universität Lausanne, später Dekan der Philosophischen Fakultät. 2011 wurde er von der Universität Lausanne für seine Verdienste zusätzlich zum Honorarprofessor ernannt.

Der SAGW war André Wyss, der «connaisseur» und «amant» der französischen Sprache, über viele Jahre eng verbunden. In seiner langjährigen Funktion als Präsident der Kommission «Prix Jubilé» (heute: Nachwuchspreis) setzte er sich für die Anliegen des wissenschaftlichen Nachwuchses der Schweiz ein. Als Dank für sein grosses Engagement ernannte ihn die Delegiertenversammlung der SAGW im Jahr 2013 zum Ehrenmitglied. Im Herbst 2018 ist André Wyss nach schwerer Krankheit im Alter von 71 Jahren verstorben.

Dossier «Soziale Innovation»



Einleitung

Markus Zürcher, Generalsekretär SAGW

Das Schlagwort «Innovation» dominiert seit rund einer Dekade die Forschungsförderung. Primär gefördert wird die Entwicklung von Produkten, Instrumenten und Applikationen auf der Grundlage neuer Technologien.¹ Die Geistes- und Sozialwissenschaften sind von der Innovationsförderung, auch zunehmend in der orientierten Forschung, weitgehend ausgeschlossen.²

Aus verschiedenen Gründen ist dies fahrlässig: Was im Labor, Modell oder Experiment entwickelt wird, erweist seine Effekte und Wirksamkeit erst im Alltag. Die Herausforderung besteht in der Implementierung neuer Produkte und Verfahren und weniger in deren Entwicklungen.

In diesem Dossier werden Alternativen zu einem technologischen, produktförmigen Verständnis von Innovation aufgezeigt. Der Einbezug des soziokulturellen und institutionellen Kontextes sorgt nicht nur für alltagstaugliche Lösungen, sondern trägt gerade in der Schweiz massgeblich zur Wertschöpfung bei. 80 Prozent der Wertschöpfung werden über Dienstleistungen erwirtschaftet. Darunter fallen unter anderem die Qualitätsmarke «Schweiz», das Branding und Marketing von in der Schweiz ansässigen Weltkonzernen, die hohe internationale Vernetzung und mit ihr eine wachsende «Creative Industry» und «Experience Economy» (Christoph Weckerle). Problematisch ist das Innovationsverständnis der Förderagenturen, weil das Neue sich nicht dort zeigt,

wo man es sucht, da sich das wirklich Neue nicht vom Bestehenden ableiten lässt. Deshalb verfehlt gerade die orientierte Forschung oft ihr Ziel. So werden 90 Prozent der registrierten Patente nicht genutzt. Erfolgreiche Innovationen sind denn auch zu einem guten Teil «bricolage», eine Rekombination von bestehenden Elementen, die sich aus der Interaktion von verschiedenen Akteuren ergeben (Rainer Walz).

Wesentlich ist auch die Einsicht, dass die grossen Herausforderungen («grand societal challenges») sich nicht einfach lösen lassen, da Lösungen oft zu Zielkonflikten führen und Nachfolgeprobleme schaffen (Michael Stauffacher). Einen Überblick zum Innovationsbeitrag der Geistes- und Sozialwissenschaften in zahlreichen Feldern geben Hugues Jeannerat und Olivier Crevoisier. Mögliche Indikatoren zur Erfassung des Beitrags diskutieren Gaël Brulé und Christian Suter. Corina Balaban hingegen fragt, ob «Innovation» für die Geistes- und Sozialwissenschaften überhaupt der geeignete Rahmen ist, um sozialen Wandel zu diskutieren. Weitere Alternativen zu einem linearen Innovationsverständnis in diesem Dossier sind: eine kurze historische Problematisierung des Innovationsbegriffs (Heinz Nauer); partizipative Verfahren in Partnerschaften zwischen Praxis und Forschung (Melanie Mettler); «Social Design» (Angeli Sachs); die Bedingungen für die Etablierung von Innovationen im Bereich nachhaltigen Konsums (Stephanie Moser et al.); sowie neue Wohnformen für eine alternde Gesellschaft (Margrit Hugentobler).

Mehrere Autoren dieses Dossiers (Jeannerat, Crevoisier, Brulé, Suter) arbeiten auf Anregung der Akademie und im Auftrag des Staatssekretariats für Bildung und Forschung an einem Bericht zum Beitrag der Geistes- und Sozialwissenschaften zur Innovation in der Schweiz, der im kommenden Jahr erscheinen wird. Von der Publikation erwarten wir eine Reorientierung der Innovationsförderung wie der orientierten Forschung.

¹ Vgl. Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2018). «Innovation – Anregungen / Impulse aus den Geistes- und Sozialwissenschaften» (Swiss Academies Communication, 13,1), DOI: doi.org/10.5281/zenodo.11688410.

² Vgl. Schmidlin, Sabina (2018): «Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund ab 2008». Bericht im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Reports 13,3), DOI: doi.org/10.5281/zenodo.1475753 (Kurzzusammenfassung in diesem Bulletin auf S. 55).

Innovation – kurze Geschichte eines selbstverständlichen Begriffs

Heinz Nauer, SAGW

32

Innovation ist überall, in der Welt der Technologie genauso wie in den Welten des Managements, der Medien oder der Wissenschaften. Sie ist ein prägendes Fahnenwort in der technischen Literatur genauso wie in geistes- und sozialwissenschaftlichen Projektanträgen. Das Reden über Innovation ist so selbstverständlich geworden, dass die lange, wechselhafte Geschichte des Begriffs oft vergessen geht.

Wer Innovation sagt, schaut ostentativ nach vorn. Der Innovationsbegriff impliziert einen scheinbar natürlichen Fluss von Neuerungen, mit welchen Gesellschaften rund um den Globus den grossen Herausforderungen der Zeit entgegentreten. Dabei ist Innovation ein junger Begriff. Der Duden kennt ihn seit 1915, der Brockhaus seit 1975 und das Historische Lexikon der Schweiz als eigenständigen Eintrag gar erst seit 2018. Den Begriff in seiner heutigen Form geboren hat das sogenannte «goldene Zeitalter der Innovation» zwischen etwa 1920 und 1960. Indes hat die Innovation eine wenig bekannte Vorgeschichte, die bis in die Antike zurückreicht. Historische Kontextualisierung birgt die Macht, Klarheit zu schaffen, indem sie Selbstverständlichkeiten aufbricht. Insofern kann ein Blick zurück dazu beitragen, einen unverstellten Blick auf den heutigen Innovationsbegriff mit seinen grossen (und oft nicht gehaltenen) Versprechen zu gewinnen.

Vier Transformationen

Die vielleicht substanziellsten Beiträge zur Begriffsgeschichte von Innovation stammen vom kanadischen Wissenschaftshistoriker Benoît Godin. In seinem Buch «Innovation Contested» (2015) beschreibt er vier Transformationen des Innovationsbegriffs durch die Jahrhunderte.

Ihre Wurzeln hat die Innovation (gr. καινοτομία) in der griechischen Antike, wo sie in negativer politischer Konnotation im Sinne eines Umsturzes der etablierten Ordnung gebraucht wurde. Eine erste Umdeutung erfuhr sie in der Spätantike. Die Vulgata, die erste lateinische

Bibelübersetzung, kennt das Wort «innovo» als ein Konzept der individuellen spirituellen Erneuerung. Im 16. Jahrhundert ging das Wort Innovation schliesslich fest ins diskursive Vokabular ein und wandelte wiederum seine Bedeutung. Innovation wurde zu einem polemischen Begriff im Umfeld der Religionsdebatten. Wie der Häretiker galt der Innovator als subversiv und gefährlich. Dieser Sprachgebrauch wirkte lange nach. Noch die Aufklärer, Revolutionäre und Sozialreformer des 18. und frühen 19. Jahrhunderts verwendeten den Begriff nicht als Selbstbezeichnung.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts fand eine dritte Transformation statt. Innovation wurde zu einem Sammelbegriff für positiv besetzte Begriffe wie Wandel, Neuerung oder Erfindung. In dieser Zeit begann die Umdeutung von Innovation von einem ambivalenten Begriff in ein Instrument des Fortschritts und – befeuert durch Joseph Schumpeters «Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung» (1912) – schliesslich in ein ökonomisches Konzept. Das ist die vierte Transformation des Innovationsbegriffs. Er wurde nun Teil einer theoretischen Kausalkette bestehend aus Wissenschaft, Innovation und Wirtschaftswachstum. Nach dem Zweiten Weltkrieg, spätestens aber ab den 1970er-Jahren, war mit Innovation nun implizit in erster Linie technologische Innovation gemeint, die sich direkt ökonomisch verwerten liess.

Neues Reden über Innovation

Innovation wurde seither zu einer Art Beschwörungsformel, welche die ältere Formel des Fortschritts abzulösen scheint. Eine Beschwörungsformel allerdings, die nie hundertprozentig funktionierte. Der Schweizer Historiker Caspar Hirschi merkte dazu kritisch an: «Abgesehen von der Kommunikationsindustrie leben wir im Zeitalter der grossen Versprechungen und kleinen Verbesserungen.»¹ Unser Alltag beruht

¹ Hirschi (2013), S. 590.

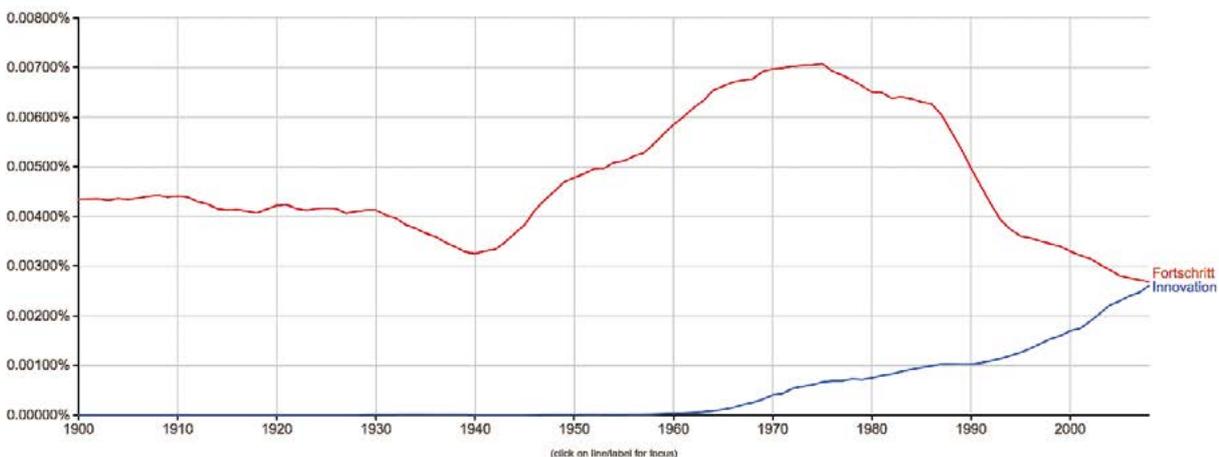
auf Einrichtungen, die mittlerweile 50 bis 150 Jahre alt sind (denken wir nur an den Verkehr und das Schienen- und Strassennetz). Das Reden über Innovation sei zu einer eigentlichen Obsession geworden, die in ihrer verstellenden Dominanz echte Neuerungen geradezu verhindere, so Hirschi.

Seit einigen Jahren werden die Stimmen im Innovationsdiskurs wieder vielfältiger und sprechen neben technologischen auch von sozialen, «grassroots» und noch weiteren Innovationen. Solche zumindest im deutschen Sprachraum vergleichsweise neuen Konnotationen zu Innovation könnten, so ist zu vermuten, indes Verschiedenes bewirken: eine Weitung des Diskurses, die unter anderen Akteuren auch den Geistes- und Sozialwissenschaften mehr Gehör verschafft, oder in ihrem formelhaften Verweis auf Innovation eine Zementierung des etablierten Musters.²

Literatur

- Godin, Benoît (2015): *Innovation Contested. The Idea of Innovation over the Centuries*, New York.
- Hirschi, Caspar (2013): Die Organisation von Innovation. Über die Geschichte einer Obsession, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 67/7, S. 589–598.
- Weber, Susanna (2018): *Innovation. Begriffsgeschichte eines modernen Fahnenworts*, Baden-Baden.
- Zürcher, Markus (2018): Sieben Inputs in sieben Minuten: Zur Einführung, in: *Innovation. Anregungen/Impulse aus den Geisteswissenschaften. Ein Werkstattbericht* (Swiss Academies Communications 13,1), S. 5–8.

² Siehe dazu auch den Beitrag von Corina Balaban in diesem Dossier, S. 38.



Häufigkeit der Wörter «Fortschritt» und «Innovation» zwischen 1900 und 2010 im Verhältnis zu allen Wörtern im deutschen Textkorpus von Google Books in diesem Zeitraum. (Quelle: Google Ngram Viewer)

Faire véritablement de l'innovation sociale un champ d'action des Sciences humaines et sociales

Hugues Jeannerat, Olivier Crevoisier, Université de Neuchâtel

34 Les grands défis sociétaux contemporains appellent des solutions de société, pour la société et par la société qui dépassent le cadre des innovations technologiques et commerciales traditionnelles. Cette innovation sociale (IS) est plus que jamais un enjeu généralisé d'entrepreneuriat, d'action publique et d'initiatives citoyennes. Les sciences humaines et sociales (SHS) peuvent jouer dans ce domaine un rôle central et moteur. Elles doivent pour cela devenir des plateformes d'expérimentation locale (labs) ainsi que des relais globaux (hubs) de co-innovation en société.

L'attention politique et scientifique croissante accordée à l'IS au cours des dernières années en Europe, et plus récemment en Suisse, laisse entrevoir un rôle accru des SHS en tant qu'actrices de l'innovation. Le lien entre l'IS et les SHS n'est toutefois pas si clair et ce rôle doit être mieux compris et expliqué.

Les définitions de l'IS sont nombreuses et ne font pas explicitement référence aux SHS. Certaines interprétations insistent sur les aspects non technologiques et non commerciaux de l'IS, d'autres sur la nature collective des solutions qu'elle suscite, d'autres encore sur ses finalités humaines. Il y a toutefois consensus sur le fait que cette innovation porte sur de nouveaux produits et de nouvelles pratiques capables de répondre, à différentes échelles (locale, nationale et globale), aux problèmes économiques, écologiques et sociaux de notre temps.

L'IS n'implique pas nécessairement les SHS. Elle est toutefois un champ d'action dans lequel les SHS peuvent

jouer un rôle décisif pour différentes raisons. Premièrement, les diplômés en SHS occupent de nombreux postes au sein d'activités et d'organisations impliquées de manière centrale dans l'IS, notamment dans les services, la culture, la formation, l'action sociale, l'humanitaire et les institutions publiques. Deuxièmement, les problèmes sociétaux auxquels l'IS est censée apporter des réponses sont des domaines d'expertise avérés des SHS, par exemple en matière de gouvernance publique, d'inclusion sociale, de migration, de durabilité ou de développement humain. Troisièmement, l'IS est le fruit de processus créatifs et collectifs que les SHS peuvent susciter, faciliter et renforcer par leurs méthodes et leurs recherches en interaction directe avec la société.

Devenir actrices sans faire de solutionisme universel

L'innovation est un champ de recherche traité de longue date par de très nombreuses disciplines des SHS (économie, sociologie, anthropologie, histoire, droit, psychologie sociale, etc.). L'apport en soi des SHS à l'innovation reste cependant mal compris et peu explicité par ces recherches. Pour devenir actrices, les SHS ne doivent donc pas cantonner l'IS à un champ d'intérêt mais y concevoir leur place.

Contrairement au solutionisme technologique prôné par certains géants de la Silicon Valley, l'IS ne cherche pas à répondre aux grands défis par des solutions universelles. Elle consiste à traduire ces grands défis en problèmes et solutions concrets et situés dans des contextes économiques, politiques, culturels et sociaux spécifiques. Pour

transformer la société à plus large échelle, ces problèmes et ces solutions doivent également circuler et interagir entre différents lieux et différentes échelles institutionnelles.

Les SHS permettent notamment de problématiser des enjeux collectifs, de valoriser la diversité, de stimuler la créativité et de favoriser les débats tant à l'échelle locale qu'internationale. Elles peuvent donc être des plateformes d'expérimentation locale (labs) ainsi que des relais globaux (hubs) de co-innovation sociale à travers lesquels s'expérimentent, circulent et s'institutionnalisent, localement et globalement, des problèmes et des solutions aux grands défis.

Apport des SHS mal compris par les politiques publiques

Les SHS développent des compétences primordiales pour encadrer, mettre en œuvre et donner du sens à l'innovation en général. Cet apport est aujourd'hui souvent mal compris et mal reconnu par les politiques publiques d'innovation en place. L'IS est une occasion de rendre cet apport plus visible et de faire des SHS de véritables parties prenantes dans les futures politiques d'innovation.

Pour cela, les SHS ne doivent pas être attentistes mais montrer la voie en s'engageant résolument dans des projets pédagogiques et scientifiques de co-innovation en société. C'est en expérimentant et en mettant en débat ces projets que les SHS contribueront à relever les grands défis de société pour lesquels des solutions simples, ou uniquement technologiques, sont inopérantes.

Hugues Jeannerat



Hugues Jeannerat est chercheur et chargé d'enseignement à la Maison d'analyse des processus sociaux et au Pôle de propriété intellectuelle et de l'innovation de l'Université de Neuchâtel. Ses intérêts de recherche sont entre autres: la sociologie et l'économie de l'innovation, le développement régional, l'économie culturelle et la transition durable.

Olivier Crevoisier



Olivier Crevoisier est professeur ordinaire à l'Institut de sociologie de l'Université de Neuchâtel. Ses domaines de compétences sont l'économie territoriale, l'économie de l'innovation et l'économie institutionnaliste.

Vers une meilleure mesure de l'innovation sociale

Gaël Brulé, Christian Suter, Université de Neuchâtel

36 **En affaires, dans la société civile, dans l'administration: l'innovation sociale est partout. Mais elle est plus difficile à mesurer que les formes d'innovation technique. Elle a besoin d'autres indicateurs et d'un vaste cadre analytique.**

Actuellement, la plupart des indicateurs d'innovation se basent sur un modèle linéaire de l'innovation, basé sur une lecture unidimensionnelle input/output, où le nombre de brevets et de publications scientifiques (output) est mis en regard avec les dépenses de R&D (recherche et développement, input). L'innovation y est ainsi présentée comme linéaire (au lieu de diffuse), technique (au lieu de sociotechnique) et entreprise-centrée (au lieu d'omniprésente). En conséquence, certains types d'innovation sont moins bien mesurés que d'autres. C'est le cas de l'innovation sociale. L'innovation sociale se distingue des autres types d'innovation par ses objectifs (solution à des problèmes collectifs de société) et par la pluralité des acteurs impliqués (entreprises, associations, Etat, société civile, etc.).

Croiser les facteurs

Il existe néanmoins des mesures de l'innovation sociale, certaines entretenant un lien marchand, d'autres non. La plupart des mesures se concentrent sur des innovations avec un lien marchand explicite. Parmi celles-ci, on peut citer par exemple le Global Entrepreneurship Monitoring, une enquête conduite à l'origine par Babson College et

London Business School. Dans une version spéciale 2015, une enquête a été menée sur l'innovation sociale. On y mesure notamment le pourcentage de la population adulte impliquée dans l'entrepreneuriat social. On y apprend par exemple que 6,6% de la population active suisse est impliquée dans une activité d'entrepreneuriat social, soit la cinquième position en Europe de l'Ouest derrière le Luxembourg (13,8%), l'Irlande (11,1%), la Norvège (7,1%) et la Suède (6,9%). Quant aux innovations sociales non marchandes, la difficulté réside dans l'explicitation des objectifs; si les objectifs économiques sont souvent relativement clairs, une partie des objectifs partent d'aspirations sociales, se construisent et s'explicitent dans le processus d'innovation. Ils ne sont pas nécessairement connus au départ et peuvent même évoluer au cours du temps. Une autre particularité de l'innovation sociale est la multiplicité des acteurs. Il convient donc d'élargir les mesures, souvent réduites à l'entreprise. Se pose enfin la question des conditions de l'innovation. Les facteurs sociaux, culturels, économiques et écologiques conditionnent grandement une innovation qui émerge à différents niveaux de la société, dans les entreprises, dans les associations, dans la société civile. Il convient alors de mesurer large et d'inclure des indicateurs *a priori* éloignés de l'innovation, comme le climat politique, la confiance, la diversité, etc. Croiser les facteurs et les occurrences d'innovation sociale permet néanmoins de comprendre ce qui facilite et empêche l'innovation sociale, que ce soit au niveau des valeurs véhiculées

(par exemple l'aversion au risque), du tissu social (par exemple la confiance entre les individus) ou des institutions (par exemple le statut accordé aux entrepreneurs sociaux).

Un pas vers davantage de complexité

S'engager vers la mesure de l'innovation sociale est d'emblée un pas vers davantage de complexité, un passage de l'évènement au processus, et pour les indicateurs, une extension du cadre d'analyse. En physique, plus un phénomène est concentré et homogène, plus il est facile à mesurer. A l'inverse, plus un phénomène est diffus et pluriel, plus il est difficile à mesurer. Il est plus facile, par exemple, de mesurer la quantité de pétrole dans une réserve de pétrole que de compter le nombre de matériaux précieux dans une mer, d'autant plus que «précieux» est un concept dont la valeur change en permanence. Il en va de même pour l'innovation et l'innovation sociale est précisément un de ces types de matériaux rares. Il convient alors d'être ouvert sur l'observation des phénomènes émergents, d'étendre l'observation des acteurs de l'innovation et donc d'être à l'écoute des frémissements de la société civile et de l'ensemble des acteurs sociaux.

Gaël Brulé



Gaël Brulé a obtenu son doctorat à l'Université de Rotterdam avec une thèse dans le domaine des «happiness studies». Il est le fondateur de la revue en ligne «Sciences & Bonheur». Il travaille aussi sur le développement durable et l'innovation. Depuis 2017, il est post-doctorant à l'Institut de sociologie de l'Université de Neuchâtel.

Christian Suter



Christian Suter est professeur ordinaire de sociologie à l'Université de Neuchâtel. Ses domaines de recherche sont entre autres: la sociologie économique, les indicateurs sociaux et le «social reporting».

The ‘Innovation’ framework and what could lie beyond

Corina Balaban, Manchester Institute of Innovation Research

38 Throughout the last decade, the term ‘innovation’ has mostly been associated with ‘technical innovation’. It is, therefore, loaded in ways that cannot do full justice to all the different roles that the social sciences and humanities (SSH) can have in society. For this reason, it can be problematic to position all the SSH within the current ‘innovation’ framework as a way of demonstrating their contribution to society.

In very broad terms, the concept ‘innovation’ encapsulates the birth of new ideas and creative thoughts that have the potential to bring positive change. ‘Social innovation’ more specifically, refers to the capacity of ideas to transform society for the better. These all sound like worthwhile goals to pursue as a society. However, throughout the last decade the term ‘innovation’ has been much more widely associated with technical innovation, and the kind of change that does not only concern transformative ideas but the capacity of those ideas to be applied and create concrete ‘solutions’ to existing problems.

This piece problematises the positioning of the SSH within the current ‘innovation’ framework, suggesting that the term is at present loaded in ways that cannot do full justice to the whole spectrum of the SSH. Innovation is, by all means, a good endeavour for the kind of research that is able to create change by coming up with new solutions to societal problems. Nevertheless, from an SSH perspective, social change can be created in many other ways, that go beyond ‘innovation’ as it is currently under-

stood. The SSH can change mindsets, encourage reflexivity, and shape the public debate, by creating culturally-aware citizens. These changes, however, are all visible within a long-term frame of reference that may or may not have a ‘practical’ application or address a specific ‘problem’ as such. The SSH contribute to an ongoing conversation that can lead to many different paths, and it is important to acknowledge that ‘social innovation’ is only one of them.

Theoretical lines of inquiry excluded

With its current ‘tech-inspired’ undertones, the concept of innovation implies that the outcomes of a given innovative endeavour are tangible, visible and measurable. This assumption is often incompatible with the very nature of the SSH. The SSH, and especially the humanities have their own characteristics research outputs, which require different frameworks to manifest themselves. Thinking exclusively in terms of ‘social innovation’ is arguably limiting the potential for expression that the SSH have. Moreover, the ‘frontier of knowledge’ is very different across disciplines. Whereas in the hard sciences the ‘frontier of knowledge’ might be represented by creating new product or device, in the SSH the frontier of knowledge is often about changing the conceptual lens – coming up with new questions, challenging existing ideas, looking at things differently. This is very hard to position within a ‘social innovation’ framework, unless it can be directly applied to a given context. While the tangible implementation of an idea might be an obvious

choice for some of the more applied social sciences, the idea of 'innovation' most certainly excludes more theoretical lines of inquiry.

Beyond the innovation concept

So how are the SSH useful then? In her famous book *Why Democracy needs the Humanities* (2010), Martha Nussbaum, Professor of Law and Ethics at the University of Chicago, discusses the public benefit of the humanities. She argues that the SSH are central to maintaining a healthy democracy, and the ways to foster and maintain this are very diverse. Perhaps creating 'social innovation' is one way to achieve this. However, using 'social innovation' as an umbrella term for the contribution of the SSH to society might close down rather than open up possibilities for SSH research.

To conclude, I see two possible ways forward: we either open the term 'innovation' to signify the creation of new ideas that can, in the long term, offer creative insights into the ways in which people operate; or, we declare that it is too late to recycle the term 'innovation' in an SSH context, and find a new framework under which the SSH can fully express their value. I would personally recommend the latter. That way, rather than being positioned in a 'catching up' narrative where they need to demonstrate their value within an applied model of social change, the SSH can formulate their own channels of generating social change – be that by creating 'social innovation' or simply by generating ideas that make life richer. In other words, there is a need for the conversation to shift from

innovation to acknowledging the full potential of the SSH. I would argue that national systems and organisations need to start thinking about the conditions that they can provide for the SSH to develop its full potential – beyond innovation. It is time to be more courageous and think in new directions. We need to re-conceptualise new possible roles for SSH research in societies and have a more serious reflection about how we see knowledge, what types of knowledge we value, and for what reasons.

Corina Balaban



Corina Balaban is a postdoctoral Research Associate at the Manchester Institute of Innovation Research (MIOIR, Alliance Manchester Business School), where she conducts qualitative research on science and innovation policy. Her current project investigates the changing roles of universities as public institutions. In October 2018 she was a visiting scholar at the Swiss Academy of Humanities and Social Sciences.

Soziale Innovation: Treiber, Auswirkungen, Förderung

Rainer Walz, Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung, Karlsruhe

40 Die Zahl von lokalen, oftmals ehrenamtlich getragenen Initiativen im Bereich sozialer Innovation steigt. Der Wunsch nach Selbstbestimmung, Austausch und gemeinschaftlichen Erfahrungen treibt sie an. Sie zu fördern ist allerdings komplex. Es braucht neue Instrumentarien, welche die Initianten mit Akteuren aus der Wirtschaft zusammenbringen.

Unter Innovationen versteht man die erstmalige Anwendung und nachfolgende Verbreitung neuer Lösungen. Sie rekombinieren existierendes Wissen oder kombinieren es mit neuem. Entsprechend ist Innovation ein sozialer Prozess, in dem die Interaktion der beteiligten Akteure – bis hin zu den Nutzern – zentral ist für den Erfolg.

Die anstehenden Transformationsprozesse hin zur Nachhaltigkeit erfordern die Kopplung von technischen mit nicht technischen Lösungsansätzen. Sozialen Innovationen kommt dabei ein besonderer Stellenwert zu. Bisherige Rollen, Wertschätzungen und Normen verändern sich: Konsumenten werden verstärkt selbst in der Produktion selbst genutzter Güter tätig («Prosumer»), nutzen diese Güter häufig gemeinschaftlich («Sharing Economy») und legen Wert darauf, dass zum Beispiel ihr Essen nachhaltig produziert wird.

Treiber und Wirkungen

Inzwischen steigt die Zahl der lokalen, oftmals ehrenamtlich getragenen Initiativen im Bereich soziale Innovation. Dies gilt auch für die Schweiz – und dies nicht nur beim bekannten Carsharing. Allein in Basel werden über 40 Projekte im Bereich Urban Gardening als Plattform auch für den Austausch innerhalb der Nachbarschaft genutzt. Von

den weltweit über 1500 dokumentierten Repair Cafés, welche die Nutzungsdauer von Gebrauchsgütern verlängern, befinden sich etwa 20 in der Schweiz. Ebenfalls mindestens 20 offene Werkstätten (oft als «Fab Labs» bezeichnet) bieten in der Schweiz Raum, Werkzeug und fachlichen Rat für die eigenständige Produktion.

Es gibt verschiedene Treiber für solche Formen von Innovation: die Reduktion von Umweltbelastung, aber auch der Austausch innerhalb und zwischen Generationen und die Erfahrung eines gemeinsamen und gleichzeitig selbstbestimmten Produzierens und Konsumierens. So können soziale Innovationen dazu beitragen, die Lebensqualität in einer durch Entgrenzung und hohe Dynamik gekennzeichneten Arbeitswelt zu erhöhen. Und nicht zuletzt ermöglichen sie auch die Teilhabe und Mitwirkung sozial schwächerer Gruppen an der Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung.

Inwieweit sich diese intendierten Wirkungen einstellen, beziehungsweise ob noch weitere, nicht intendierte Wirkungen auftreten, kann bisher nicht umfassend beantwortet werden. Es gibt Hinweise, dass soziale Innovationen ähnlich wie Modernisierungsstrategien wirken. Dezentralisierung, höherer Handlungsspielraum des Einzelnen, aber auch individualisierte Zuweisung von Verantwortlichkeiten sowie sektorale Verschiebungen hin zu dienstleistungsähnlichen Tätigkeiten erscheinen plausibel. Andererseits wird mit sozialen Innovationen auch die Vision einer anderen gesellschaftlichen Entwicklungslogik verbunden, bei denen das auf Erwerbswirtschaft in einer Konkurrenzwirtschaft abzielende Paradigma durch gemeinschaftliches Handeln und informellere Arbeitsbeziehungen ergänzt wird. Die Quantifizierung der Auswirkungen, aber auch der Anpassungsbedarf gesell-

schaftlicher Sicherungssysteme und wirtschaftlicher Strukturen wird ein wichtiges Zukunftsthema wissenschaftlicher Analysen und politischer Diskurse werden.

Förderansätze

Kennzeichen sozialer Innovationen ist, dass sie aus der Mitte der Zivilgesellschaft stammen und sich schnell verändern können. Ihre Unterstützung kann also nicht auf das traditionelle Format der Förderung von Forschung und Entwicklung (F&E) zurückgreifen. Zur Förderung ist deshalb ein angepasstes Instrumentarium erforderlich. Eine zentrale Anforderung ist es, vermehrt Räume zu schaffen, in denen sich neue Formen sozialer Innovationen entwickeln und erproben lassen. In jüngster Zeit wurde mit diesem Ziel auch die Etablierung von Real-laboren unterstützt. Sie sind allerdings stark durch Wissenschaftler und ihr Erkenntnisinteresse geprägt und fokussieren auf ausgewählte sektorale Probleme. Erforderlich ist eine Weiterentwicklung, bei der den Praxispartnern ein grosser Spielraum gesichert wird und keine Beschränkung auf Einzelthemen erfolgt. Diese neue Generation von Transformationslaboren sollte eine längere Perspektive von etwa 10 Jahren einnehmen, damit sich neue organisatorische, institutionelle und soziale Innovationen auf der Stadtquartiersebene aus der Interaktion von Zivilgesellschaft, Wissenschaft und Wirtschaft entwickeln und anpassen können.

Die Verbreitung und das «Upscaling» sozialer Innovationen stehen vor der Herausforderung, dass sie vielfach in durch persönliches Engagement getragenen Initiativen entstehen und nicht in professionelle Strukturen eingebettet sind. Für eine Professionalisierung sozialer Innovationen ist eine Zusammenarbeit von lokalen Initiativen

und Wirtschaftsakteuren im Sinne einer «Social-Private-Partnership» unabdingbar. Allerdings bestehen nicht selten erhebliche kulturelle Differenzen, die das gegenseitige Verständnis und die Zusammenarbeit erschweren. Wer diese Blockaden aufbrechen will, braucht ein vertieftes Verständnis für komplexe Innovationsprozesse und hohe Sensibilität, um die neuen Angebote zu etablieren, ohne die Identität der jeweiligen Akteure zu stark zu verändern.

41

Rainer Walz



Rainer Walz ist Professor in Volkswirtschaft und leitet das Competence Center Nachhaltigkeit und Infrastruktursysteme am Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung in Karlsruhe. Er lehrt an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Karlsruhe und als Gastprofessor an der Chinese Academy of Science.

Innovative Partnerschaften im gesellschaftlichen Wandel

Melanie Mettler, Verein Soziale Innovation Bern:
Accelerator

42 Soziale Innovation bezeichnet den Ansatz, die Bewältigung gesellschaftlicher Aufgaben im partnerschaftlichen Zusammenspiel der Sektoren Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft anzugehen. Gerade in Zeiten gesellschaftlichen Wandels kommen Impulse für innovative Lösungsansätze häufig von unten («bottom-up»). An Projekten und Initiativen fehlt es nicht, oft aber an der Vernetzung und an professionellen Koordinationsleistungen, die eine partnerschaftliche Umsetzung ermöglichen.

Demografische Entwicklung, Klimawandel, Digitalisierung und Arbeitsplätze: Die Themen, welche die Bevölkerung in der Schweiz über alle Altersgruppen hinweg beschäftigen, sind bekannt. Der Ansatz von Sozialer Innovation ermöglicht nun, Lösungsansätze zur Bewältigung dieser Herausforderungen im Zusammenspiel von Zivilgesellschaft mit Staat und Wirtschaft weiterzuentwickeln. Dies fördert den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den konstruktiven Dialog zwischen verschiedenen Akteuren der Gesellschaft. Die Wissenschaft nimmt dabei eine wichtige unterstützende Rolle ein.

Drehscheiben und Netzwerke – drei Beispiele

Soziale Innovation entsteht häufig von unten («bottom-up»). Im Idealfall werden die Initiativen von professionellen Akteuren aufgenommen und dann partnerschaftlich weiterbetrieben. Vermittelnde Instanzen, die als Drehscheiben wirken, bringen Akteure als Partner zusammen (nach dem Prinzip «scoping and matching»). Das ist nicht bloss ein Zukunftsszenario. Solche Innovationsvermittlungstätigkeiten werden schon heute aktiv gefördert. Dazu zwei internationale Beispiele und ein regionales Beispiel aus der Schweiz:

1. Die Europäische Union beauftragt im Rahmen von Horizon 2020 private Akteure mit dem Betrieb der Plattform socialchallenges.eu. Die Plattform funktioniert mittels 37 lokal betriebener Hubs (scoping), die sicherstellen sollen, dass die pulsierenden Ökosysteme und die Herausforderungen der übergeordneten Akteure vermittelt (matching) und wo möglich skaliert und in neue Geschäftsmodelle umgewandelt werden.¹
2. Der Aktionsplan der «Urban Agenda for the EU» sieht ebenfalls die Einführung einer privaten Innovationsvermittlung als zielführendes Instrument für Soziale Innovation vor. Die Urban Agenda ist eine neue Form von Partnerschaften zwischen der Europäischen Kommission, den Mitgliedstaaten, Städten und weiteren Stakeholdern, die gemeinsam an einer auf die lokalen Bedürfnisse ausgerichteten Politik arbeiten.²
3. Einem ähnlichen Bedürfnis nach aktiver Koordinations- und Vermittlungstätigkeit folgend wurde 2016 der gemeinnützige Verein Soziale Innovation Bern: Accelerator (SIBA) gegründet. Er verfolgt den Ansatz, durch Vermittlungs- und Befähigungsleistungen brachliegende Ressourcen nutzbar zu machen, und hat dazu ein Basisprogramm entwickelt: Er publiziert eine Reihe mit Artikeln zu «Soziale Innovationen» in einer Online-Zeitung³, organisiert Vernetzungsanlässe und Workshops und bietet Coaching an.

¹ www.socialchallenges.eu

² <https://ec.europa.eu/futurium/en/public-procurement/public-feedback-summary-german-offentliche-feedback-zu-dem-von-der-partnerschaft#Action%204>: Innovationsvermittler, 2.2.1.

³ <http://www.journal-b.ch/de/dossiers/1/2512/Serie-Soziale-Innovation.htm>

Soziale Innovation in der Praxis

Es ist nicht Aufgabe der Vermittlerinstanzen, innovative Projekte selbst zu entwickeln. Das ist auch nicht nötig, denn das Engagement und die Kreativität in der Zivilgesellschaft sind gross. Es seien an dieser Stelle nur zwei Beispiele aus Bern genannt, die beide den Ansatz verfolgen, zivilgesellschaftliches Engagement mit staatlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren zu verbinden:

1. Die Initiative «Sunraising» (www.sunraising.ch) ermöglicht MieterInnen, die selbst keinen Zugriff auf die Dachflächen der von ihnen bewohnten Häuser haben, per Crowdfunding Photovoltaik-Anlagen zu finanzieren. Der Beitrag der öffentlichen Hand besteht darin, Dächer ihrer Liegenschaften günstig zur Verfügung zu stellen. Der Energiedienstleister als privatwirtschaftlicher Akteur schreibt den MieterInnen ihren Stromanteil direkt auf der Stromrechnung gut.
2. Die Organisation «Netzwerk» (www.netzwaerk.ch) möchte Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt integrieren. Dafür werden Schulungen für Flüchtlinge zusammen mit den ArbeitgeberInnen gemäss ihren spezifischen Anforderungen entwickelt und im Unterschied zu anderen Angeboten auch gleich von den ArbeitgeberInnen bezahlt. Der Beitrag der öffentlichen Hand besteht darin, die Entwicklungsphase mitzufinanzieren und vermittelnd zu wirken.

Die Sektoren Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft sind stark in ihren Strukturen verhaftet und bringen bislang nur bedingt übergreifende und umsetzbare Lösungen für die grossen Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels hervor. Um mit dem raschen Wandel von Arbeitswelten, Technologien und Märkten Schritt zu halten, ist gemäss dem Ansatz der sozialen Innovation die aktive Koordination der Bemühungen der einzelnen Akteure unabdingbar.

Melanie Mettler



Melanie Mettler ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und arbeitet als Beraterin für Soziale Innovation und neue Geschäftsmodelle bei der Firma bolz+partner consulting ag. Sie ist Mitgründerin des Solarstrom-Crowdfunding-Projekts Sunraising und des Vereins Soziale Innovation Bern: Accelerator (www.snsi.ch).

Kreativwirtschaft – schillernd, unscharf, neu zu denken

Christoph Weckerle, Zürcher Hochschule der Künste

44 In den frühen 1990er-Jahren starteten in Grossbritannien und Deutschland im Rahmen der Deindustrialisierung Debatten zur Kultur- und Kreativwirtschaft. Die kreativen Köpfe in den Ateliers und an den Bildschirmen sollten die rauchenden Schloten der Schwerindustrie ablösen. Heute ist es an der Zeit, die alten Konzepte zu hinterfragen und die Schnittstelle von Kultur und Ökonomie neu zu denken.

Die Debatten zu den «Creative Industries» in Grossbritannien beziehungsweise zur «Kulturwirtschaft» in Deutschland waren strukturiert von zwei Beweggründen: Strukturwandel und Standortpromotion. Die Tage der Stahl- und Kohleindustrie in Europa schienen aufgrund wachsender Konkurrenz auf dem Weltmarkt und negativer Auswirkungen auf Lebens- und Standortqualität gezählt. Neue Wertschöpfungskonzepte setzten auf Kultur und Kreativität.

In England wurde unter Premierminister Tony Blair das Thema «Nation Branding» mit den «Creative Industries» in Bezug gesetzt und so Standortpromotion betrieben. In einer zunehmend globalisierten Welt galt es, sich als einzigartig zu positionieren und Standortvorteile zu kommunizieren. Initiativen wie «Branding Britain» zeigten über Design, Mode oder Architektur neue Ansätze auf, die bald auf der ganzen Welt imitiert und adaptiert wurden.

Ökonomisierung der Kultur und umgekehrt

Viele Argumentationslinien in der Diskussion heute stammen noch aus dieser Zeit. Der kulturelle Sektor wird tendenziell an den Kriterien der Wirtschaftspolitik gemessen und weniger hinsichtlich der öffentlichen

Finanzen (Kulturförderung, Subventionen) beleuchtet. Kurz: Es geht um Umsatz und Beschäftigung. Im Fokus stehen nicht Kunstsparten, sondern Teilmärkte, deren Wachstumsdynamik mit anderen Branchen verglichen wird. Die eindruckliche Zahl von Kreativwirtschaftsberichten steht für die Attraktivität dieser Ergebnisse – und zeigt auf, wie das symbolische Kapital von Kunst und Kultur als Narrativ in weitere Felder einfließt und sich dort nutzen lässt. Viele Künstlerinnen und Designer bezeichnen diesen Transfer auch als Instrumentalisierung. «Keine Ökonomisierung der Kultur!», so ihre Forderung. Auf der anderen Seite hat die Wirtschaftsförderung realisiert: Wächst die Zahl der Beschäftigten, nimmt der Umsatz nicht automatisch zu. Gerade die von deutschen Soziologen und Kulturwissenschaftlern geführte Diskussion zur Kulturalisierung der Ökonomie zeigt, dass die Schnittstelle zwischen Kultur und Ökonomie komplex und umkämpft ist.

Welche Berufe sind eigentlich kreativ?

Das in Grossbritannien entwickelte Konzept der «Creative Economy» begegnet diesem komplexen Verhältnis mit einem konkreten Messverfahren für kreative Berufe. Künstlerinnen, Designer, Werber, Architektinnen, Entwickler von Videospiele wurden bislang unter dem Begriff der «Creative Industry» gefasst. Doch weshalb sollten ausschliesslich diese Berufe kreativ sein? Mit der Methode des «dynamic mapping» wird ein Set von kreativen Berufen und Tätigkeiten bestimmt («creative occupations») und darauf aufbauend analysiert, wie gross dieser Anteil in den verschiedenen Wirtschaftsbranchen ist («creative intensity»). Die Beschäftigung in der «Creative Economy» ergibt sich demnach aus der Summe der

Erwerbstätigen in den klassischen «Creative Industries» und aller kreativen Jobs, die in anderen Branchen eingebettet sind. Berechnungen des Departements für Kulturanalysen an der Zürcher Hochschule für Gestaltung zeigen auf, dass in der Schweiz die Zahl der sogenannten kreativen Berufe ausserhalb der sogenannten kreativen Branchen grösser ist als innerhalb.

Aus dieser Mischung von Berufs- und Branchenlogik lassen sich Muster über nicht lineare Karriereverläufe und über die damit verbundenen Kompetenzen ableiten. Doch gibt es auch Kritik an diesem vergleichsweise immer noch neuen Ansatz. Und die Diskussion darüber, welche Tätigkeiten kreative Tätigkeiten sind und also zur Kategorie «Creative Occupations» gezählt werden sollen, sind längst entbrannt. Denn wenn alle Berufe als kreativ gelabelt werden, ist auch dieser Ansatz an einem toten Punkt angelangt.

Modell der «Creative Economies»

Wir schlagen deshalb ein Modell der «Creative Economies» als dynamisches Zusammenspiel von drei Sphären vor: 1. «Creative core»: Hier sind Akteure und Organisationen teilweise in experimentellen Konstellationen aktiv und entwickeln alternative Szenarios, oszillieren also zwischen der Welt, wie sie ist, und der Welt, wie sie sein könnte. 2. «Collocated sphere»: Hier werden durch Organisationen die notwendigen (Rahmen-)Bedingungen gesichert, die es braucht, damit neue Ideen, Entwürfe oder Haltungen im «creative core» verbreitet und vermittelt werden oder sich behaupten und durchsetzen können. Zwischen diesen beiden Dimensionen von «creative core» und «collocated sphere» gibt es eine 3. Sphäre, die «extended sphere»: Sie umfasst eine breite Palette von Initia-

tiven und Organisationen und operiert als «Interface», als Übersetzerin und Vermittlern.

Der «creative core» ist zugleich weiter und enger gefasst als im Verständnis der «Creative Industries»: weiter insofern, als wir wissen, dass Inventions-, Realisierung- und Vermittlungsprozesse meist zwischen den traditionell definierten Branchen der Kreativwirtschaft und anderen gesellschaftlichen Feldern wie Wissenschaft, Technologie oder Industrien stattfinden. Enger insofern, als kein unscharfer Kreativitätsbegriff postuliert wird, sondern spezifische Praktiken und Prozesse der Kreation, die sich empirisch beschreiben lassen. Diese Fundierung der postulierten sozialen Innovationskraft der Kreativwirtschaft ist notwendig, wenn die Diskussion über die «Creative Economies» zukunftsfähig bleiben soll.

Christoph Weckerle



Christoph Weckerle ist Direktor des Departements für Kulturanalysen und Vermittlung an der Zürcher Hochschule der Künste und Co-Kurator des kooperativen Forschungsunternehmens «Creative Economies». Für seine Forschung im Bereich «Designwirtschaft» wurde er 2005 mit dem Swiss Design Prize ausgezeichnet.

Social Design – Definition, Aktualität, Vision

Angeli Sachs, Zürcher Hochschule der Künste
und Museum für Gestaltung Zürich

46 Social Design ist Gestaltung für die Gesellschaft und mit der Gesellschaft. Es stellt sich dem zunehmenden Ungleichgewicht in Bezug auf Ressourcen, Produktionsmittel und Zukunftschancen und setzt auf einen gleichberechtigten Austausch zwischen Individuum, Zivilgesellschaft, Staat und Wirtschaft. Vor diesem Hintergrund entwickeln Architekten und Gestalterinnen Lösungsansätze.

Das Thema Social Design ist hochaktuell. Die global agierende Wachstumsökonomie und die damit verbundenen Folgen für Menschen und Umwelt werden immer gravierender und bedrohlicher. Ein massgeblicher Teil des Problems ist das Ungleichgewicht bei den Ressourcen, den Produktionsmitteln, der Bildung und den Zukunftschancen. Dazu kommen Tendenzen von zunehmendem Populismus und Nationalisierung sowie politische Entscheidungen, die keine Rücksicht auf Umwelt, Klima und die Endlichkeit der Ressourcen nehmen. Daher stehen wie auch schon in früheren Krisenzeiten die Entwicklung einer weltoffenen sozialen Kultur und die Neugestaltung von sozialen Systemen, Lebens- und Arbeitsumgebungen, die eine Welt als Ganzes im Blick haben, zur Diskussion. Social Design setzt auf einen neuen, gleichberechtigten Austausch von Individuum, Zivilgesellschaft, Staat und Wirtschaft. Immer geht es dabei auch um Freiheit, Gemeinschaft und Gerechtigkeit für alle Beteiligten – Werte, die seit der Aufklärung in jeder demokratischen Verfassung verankert sind.

Visionäre Vorgänger

Social Design ist keine Erfindung der Gegenwart. An der Gestaltung einer solchen sozialen Kultur haben Architek-

ten, Designerinnen, Künstler, Handwerkerinnen und Ingenieure seit jeher einen entscheidenden Anteil. Wichtige Personen und Positionen sind zum Beispiel der Pionier der englischen Arts-and-Crafts-Bewegung William Morris, die Bewegungen «Bauhaus» und «Neues Frankfurt», die mit den sozialen Bewegungen der 1960er-Jahre verbundene Veränderung der politischen Perspektive, der von Dennis Meadows zusammengestellte Bericht des Club of Rome 1972 und die erste Ölkrise 1973, welche die «Grenzen des Wachstums» der Industriegesellschaft aufzeigten, Victor Papanek mit seinem einflussreichen Buch *Design for the Real World. Human Ecology and Social Change* (1971), Enzo Mari mit der «Proposta per un'autoprogettazione» (1974) oder das Konzept der «Sozialen Plastik» von Joseph Beuys. Diese teilweise visionären Ideen für eine bessere und lebenswertere Welt bilden bis heute eine wichtige Referenz für viele Nachfolger.

Zusammenarbeit mit der Gesellschaft

Nach den eher materialistischen 1990er-Jahren hat sich der Diskurs über Social Design in den letzten Jahren wieder intensiviert. Während dieser Zeit entwickelte sich auch eine zunehmend transkulturelle und partizipative Perspektive, die eine Verschiebung von Social Design für die Gesellschaft hin zu Social Design mit der Gesellschaft vollzog.

Das Museum für Gestaltung Zürich eröffnete 2018 eine Ausstellung zum Thema. Die Ausstellung und die Begleitpublikation präsentierten 25 Projekte aus den Bereichen «Urbaner Raum und Landschaft», «Wohnen, Bildung, Arbeit», «Produktion», «Migration», «Netzwerke» und «Umwelt». Die Projekte zeigen einen Ausschnitt aus dem internationalen Panorama an gegenwärtigen Betätigungsfeldern des Social Design und stehen beispielhaft für viele

andere relevante Initiativen in diesen Bereichen. Die Entwürfe reichen von neuen Infrastrukturen und der Rückeroberung der Städte durch ihre Bewohner bis zu Bildungsmöglichkeiten für alle, von der gemeinschaftlichen Restaurierung von Wohnhäusern bis zu Initiativen zur Integration von Flüchtlingen, vom Solarkiosk, der als Energiequelle nachhaltige Entwicklungsmöglichkeiten für Gemeinschaften ermöglicht, bis zum Pflanzen von nachhaltigen Gärten in verschiedenen Ländern Afrikas.

Design als Prozess

Der Auswahl der Projekte lagen verschiedene Kriterien zugrunde: die soziale und gestalterische Qualität, die Transparenz des damit verbundenen Prozesses, der Dialog mit den projektbeteiligten Menschen und deren Partizipation, ihr «Empowerment» im Sinne eines Aufbaus eigener Existenzgrundlagen, die Transformation gesellschaftlicher Bedingungen und die Nachhaltigkeit der Initiativen. Aber kann ein Projekt alle diese Anforderungen immer und gleichzeitig erfüllen? Social Design ist wie anderes Design auch ein Prozess, der nicht linear ins angestrebte Ziel führt, sondern Versuch und Irrtum, eine Entwicklung in Schritten und das Zusammenspiel vieler Akteurinnen und Akteure einschliesst. Das Unternehmen Fairphone zum Beispiel sagt ganz offen, dass ihr Mobiltelefon noch lange nicht zu 100 Prozent fair ist, aber dass sie Schritt für Schritt an diesem Ziel arbeiten. Das ist ein guter Weg.

Angeli Sachs



Angeli Sachs ist Kunsthistorikerin, Leiterin des Master of Arts in Art Education Curatorial Studies an der Zürcher Hochschule der Künste sowie Kuratorin am Museum für Gestaltung Zürich. Sie verantwortete zahlreiche Ausstellungen und Publikationen zu Architektur, Design, Kunst und Kultur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart, zuletzt 2018 die Ausstellung *Social Design* im Museum für Gestaltung Zürich und dazu die Publikation *Social Design – Partizipation und Empowerment*, hg. vom Museum für Gestaltung Zürich.

Soziale Innovation in den Umweltwissenschaften

Michael Stauffacher, ETH Zürich

48

Die Umweltproblematik ist ein sogenanntes «wicked problem», ein Problem, das keine einfachen Lösungen hat. Um es zu bewältigen, braucht es neuartige Formen der Forschung, die Grenzen der Disziplinen überschreiten und die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Gesellschaft organisieren. In den Umweltwissenschaften entstanden in den letzten Jahrzehnten solch neue Formen, die man auch mit dem Begriff «soziale Innovation» beschreiben kann.

In der Sozialpolitik gibt es viele Dilemmata, die als «wicked problems» bezeichnet werden (Rittel und Weber, 1973). Sie können auf ganz unterschiedliche Arten definiert werden. Die Definitionen implizieren aber jeweils auch gleich eine Lösung. Analog gilt dies für viele Umweltprobleme, wie beispielsweise den Klimawandel, die Biodiversität oder die Übernutzung von Ressourcen. Dies hat auch Folgen für die wissenschaftliche Bearbeitung von Umweltproblemen: Diese Bearbeitung sollte zum Beispiel nicht von einer Disziplin aus allein vorgenommen werden.

Wissenschaftler in der Schweiz erkannten das schon in den 1990er-Jahren. Das führte zu einem grossen Umweltforschungsprogramm (Schwerpunktprogramm Umwelt SPPU), das Naturwissenschaftler und Ingenieur-, Sozial- und Geisteswissenschaftler zusammenbrachte. Obschon eine erste Phase (1992–95, 300 Forschende, 39 Millionen Franken an Finanzmitteln) forschungsmässig erfolgreich verlief, stiessen die Resultate in der Praxis auf Widerstand. Kritiker monierten einen ungenügenden Einbezug von Wirtschaft, Umweltorganisationen, Politik und Verwaltung (Roux, 1997). In einer zweiten Phase (1996–99, 200 Forschende, 45 Millionen an Finanzmitteln) sollten «Anwenderinnen und Anwender» aus der Praxis deshalb schon in die Bearbeitung der Ziele und Projektbeschreibungen einbezogen werden (Häberli & Grossenbacher, 1998).

Transdisziplinarität als soziale Innovation

Somit war eine soziale Innovation notwendig: Wie kann Forschung so ausgerichtet werden, dass sie einen Nutzen für die potenziellen Nutzer generiert? Die Schweizerische Akademische Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (saguf) regte an, die Forschungsprojekte in der zweiten Phase des SPPU zu unterstützen, und es wurde ein Forum eingerichtet, um anstehende Probleme zu diskutieren, zu systematisieren und einer Lösung zuzuführen (Roux, 1997).

Diese Pionierarbeiten rund um eine transdisziplinäre Forschung mündeten im Jahr 2000 in eine erste internationale Tagung (Klein et al., 2001). Es fand sich eine breite Gruppe aus den Umwelt- und Gesundheitswissenschaften, der Technologiefolgenabschätzung und der Nord-Süd-Forschung, die eine problembezogene Forschung an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft forderte.

Institutionalisierung und die Rolle der Akademien

Nach dem Ende des SPPU ging es weiter: Die Transdisziplinarität in der Forschung wurde weiterentwickelt und gleichzeitig wurden auch ihre Grenzen reflektiert. Es setzte eine eigentliche Professionalisierung ein, verschiedene Bücher beschäftigten sich mit Methoden- und Organisationsfragen, die Möglichkeiten der Evaluation wurden diskutiert und erste empirische Studien publiziert.

Es folgte auch eine Institutionalisierung: saguf gründete das «saguf-net», das bald in das «Network for Transdisciplinary Research» (td-net) überging. Zuerst war das Netzwerk an der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz angesiedelt, später übersiedelte es zum Dachverbund Akademien der Wissenschaften Schweiz. Das td-net entwickelte Gestaltungsprinzipien, stellte ein Handbuch zusammen, organisierte Konferenzen und erhielt so das Netzwerk der transdisziplinär Forschenden am Leben. Dies war wichtig, denn die transdisziplinäre Forschung

hatte an den Hochschulen nach dem Ende des SPPU einen schweren Stand.

Im Mainstream angekommen

Mittlerweile ist der Begriff «Transdisziplinarität» im Mainstream angekommen: Organisationen wie Future Earth fordern sie genauso ein wie die EU-Kommission, und die Zeitschrift Nature bringt eine Spezialausgabe zu «co-production of research».¹ Mit dem Mainstream droht der Begriff der Transdisziplinarität zu verwässern. In der Absicht, an Forschungsgelder zu kommen, verwenden ihn Forschende häufig rein instrumentell. Das td-net und andere sind also weiterhin auf verschiedenen Ebenen gefordert: in der Qualitätssicherung und insbesondere in der Bereitstellung und Vermittlung von bewährten Methoden und Werkzeugen.²

Halten wir drei Punkte fest: 1. Transdisziplinarität ist eine zentrale soziale Innovation im Wissenschaftssystem für die Lösung von gesellschaftlich relevanten Problemen. 2. Im Bereich der Umweltwissenschaften wäre sie nicht möglich gewesen ohne substanzielle Beiträge aus den Sozial- und Geisteswissenschaften in enger Zusammenarbeit mit den Natur-, Medizin- und Ingenieurwissenschaften. 3. Ohne die Akademien wäre die Institutionalisierung, Professionalisierung und Diffusion viel schwieriger gewesen.

Literatur

- Häberli, R., & Grossenbacher-Mansuy, W. (1998): Transdisziplinarität zwischen Förderung und Überforderung. *GAIA*, 7(3), S. 196–213.
- Klein, J.T. et al. (Eds.) (2001): *Transdisciplinarity: joint problem solving among science, technology, and society: an effective way for managing complexity*. Springer Science & Business Media.
- Rittel, H. W., & Webber, M.M. (1973): Dilemmas in a general theory of planning. *Policy Sciences*, 4(2), S. 155–169.
- Roux, M. (1997): Gemeinsames Forschen von Praxis und Wissenschaft für eine nachhaltige Entwicklung. *GAIA*, 6(2), S. 153–156.

Michael Stauffacher



Michael Stauffacher ist promovierter Soziologe und Titularprofessor an der ETH Zürich. Er ist Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (saguf) und Mitglied des Vorstands der SAGW. Seine Forschung und Lehre ist transdisziplinär und bewegt sich an den Schnittstellen von unterschiedlichen Disziplinen sowie von Wissenschaft und Gesellschaft.

¹ <https://www.nature.com/collections/nnqkvntryl>

² Vgl. http://www.naturalsciences.ch/topics/co-producing_knowledge

Nachhaltiger Konsum und soziale Innovation

Stephanie Moser, Stephan Schmidt, Christoph Bader,
Universität Bern

50

Immer mehr Menschen suchen nach neuen Formen nachhaltigeren Konsumierens. Sie gründen Repair Cafés, offene Werkstätten, Tauschnetzwerke oder solidarökonomisch organisierte Vereine und Genossenschaften. Doch wie geht es nach der Gründung weiter? Über die Etablierung solcher Initiativen wissen wir noch wenig.

Ausgehend von den sozialen und ökologischen Schattenseiten der Konsumgesellschaft experimentieren solche Initiativen mit neuen Ideen, wie wir unsere Produktions- und Konsummuster in einer gesellschaftlich gerechteren und ökologisch verträglicheren Weise gestalten könnten. Diese Entwicklung hat auch das Interesse der Forschung zu nachhaltigem Konsum geweckt. Diese Forschung betrachtet unsere vorherrschenden Konsummuster aus dem Blickwinkel sozialer Praktiken: Die Art, wie wir wohnen, wie wir uns kleiden oder ernähren, wird demnach als gewohnheitsbedingtes Verhaltensmuster verstanden, das stark in den uns gebotenen materiellen und infrastrukturellen Möglichkeiten, unserem Wissen und unseren Fähigkeiten sowie unseren kulturellen Bedeutungsmustern verwurzelt ist.

Die Forschung zu sozialen Innovationen nachhaltigen Konsums interessiert sich darauf aufbauend für die Entstehung und Etablierung von neuen und nachhaltigeren Konsumpraktiken. Sie geht der Frage nach, wie Akteure etablierte Bedeutungsmuster und materielle Settings problematisieren und aufbrechen und wie es möglich wird, neue Praktiken zu etablieren und zu stabilisieren. Die Veränderungen können ganz unterschiedliche Formen haben und an verschiedenen Orten entstehen: Sie können neue *soziale Settings* sein (teilen oder gemeinsam produzieren), auf die (*Wieder*)aneignung von *Kompetenzen* (Selbermachen, Reparieren) fokussieren oder auch veränderte *materielle Settings* betreffen (neue

Produkte oder veränderte Infrastruktur, vgl. Jaeger-Erben et al., 2015).

Vom Engagement zur geteilten Praktik

Soziale Innovationen nachhaltigen Konsums kommen vielfach aus der Zivilgesellschaft. Sie werden getragen von Kollektiven und leben – zumindest zu Beginn – häufig von grossem Engagement und freiwilligem Einsatz. Unsere eigene Forschung (Moser et al., 2018) zeigte: Wichtige Beweggründe für die Menschen sich einzusetzen sind die Überzeugung, so einen gemeinsamen Beitrag zur Problemlösung leisten zu können sowie eine hohe Identifikation mit der Idee und den übrigen beteiligten Personen. Diese Menschen verstehen ihr Engagement als einen wichtigen Teil der eigenen Identität und erachten den gesellschaftlichen Beitrag, Gemeinschaftlichkeit und Wiederaneignung von Kompetenzen als zentral.

Soziale Innovationen nachhaltigen Konsums können auf gesellschaftlicher Ebene Veränderungen bewirken, wenn sie es schaffen, breitere Bevölkerungskreise anzusprechen und deren unökologische Konsumpraktiken zu ersetzen. Wir konnten beobachten, dass Beispiele sozialer Innovationen nachhaltigen Konsums dann für breitere Bevölkerungskreise attraktiv werden, wenn sie möglichst einfach und niederschwellig zugänglich sind, sich unkompliziert in den Alltag integrieren lassen und als Bereicherung empfunden werden. Bei den Engagierten der ersten Stunde stehen diese Merkmale jedoch nicht unbedingt im Fokus, ja sie können ihren Zielen gar widersprechen.

Etablierung als kritischer Prozess

Der Übergang von der Entstehung einer neuen Konsumpraktik zu ihrer Etablierung stellt eine kritische Phase dar. Die erfolgreiche Bewältigung dieser Phase hängt nicht zuletzt mit Fragen der Formalisierung, Professio-

nalisation, Institutionalisierung und Synergienutzung zusammen. Forschung, Öffentlichkeit und Förderkonzepte haben sich bisher jedoch in erster Linie für die Entstehung sozialer Innovationen nachhaltigen Konsums interessiert. Der kritische Übergang in Etablierung und Stabilisierung blieb dabei – bis auf wenige Ausnahmen – unterbeleuchtet. Es wäre wertvoll, diesen Übergang sowie mögliche synergetische Effekte zwischen den verschiedenen Bereichen sozialer Innovationen besser zu verstehen – und das nicht nur aus der Forschungsperspektive. Ein besseres Verständnis dieser Phase würde auch die notwendige Basis schaffen für eine wirksamere Unterstützung von Initiativen in diesem Bereich. Denn wenn soziale Innovationen es schaffen, nachhaltigere Produktions- und Konsummuster zu etablieren, wirken sie nicht zuletzt als wichtige Impulsgeber für umfassendere gesellschaftliche Veränderungen in Richtung Nachhaltigkeit.

Stephanie Moser



Stephanie Moser leitet den Bereich «Sozio-ökonomische Transitionen» am Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern. Sie studierte Psychologie an der Universität Bern und doktorierte an der Universität Zürich. Sie forscht zu individuellen Beweggründen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen umweltfreundlichen Handelns und nachhaltiger Lebensstile.

Christoph Bader



Christoph Bader arbeitet am Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern. Er studierte Volkswirtschaftslehre an der Universität Bern und doktorierte an der Universität Bern in Nachhaltiger Entwicklung. Er forscht zu Themen der nachhaltigen Ökonomie mit einem Schwerpunkt in Postwachstumsökonomie und soziale Ungleichheiten.

Stephan Schmidt



Stephan Schmidt arbeitet am Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern. Er studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Jura und arbeitete im Bereich der Entwicklungsökonomie und Nachhaltigen Konsums. Aktuell forscht und lehrt er zu den Themengebieten nachhaltige Ökonomie sowie gesellschaftlicher Transformationsperspektiven.

Literatur

- Moser, S., et al. (2018): Analyse von freiwilligen Angeboten und Initiativen mit Bezug zu suffizientem Verhalten. Zürich: Energieforschung Stadt Zürich.
https://www.energieforschung-zuerich.ch/fileadmin/berichte/FP-1.18_Bericht.pdf
- Jaeger-Erben, M., Rückert-John, J., & Schäfer, M. (2015): Sustainable consumption through social innovation: a typology of innovations for sustainable consumption practices. *Journal of Cleaner Production*, 108, Part A, S. 784–798.
<https://doi.org/10.1016/j.jclepro.2015.07.042>

Innovatives Wohnen in der Ageing Society

Margrit Hugentobler, ETH Zürich

52 **Unsere Gesellschaft wird älter und die meisten Menschen wünschen sich zu Hause alt zu werden. Neue, innovative Modelle sind gefragt, welche die veränderten Selbstbilder und Lebenswünsche der älteren Generationen aufnehmen. Ein solches Modell ist das «Mehrgenerationenwohnen», das Zusammenleben von mehreren Generationen unter einem Dach.**

Der Wunsch, im Alter zu Hause wohnen zu bleiben, geht für viele Menschen in Erfüllung. In der Schweiz leben nur knapp ein Viertel der über 90-jährigen Männer und rund 38 Prozent der gleichaltrigen Frauen in einem Alters- oder Pflegeheim. Von der Gruppe der über 80-Jährigen wohnen gar nur rund 16 Prozent in einer altersspezifischen Institution.

Traditionelle Altersheime wandeln sich vielerorts zu Pflegeheimen, in denen man erst ab einer bestimmten Pflegestufe die letzte Lebenszeit verbringt. Die Zahl von Menschen im sogenannt fragilen vierten Lebensalter über 80 mit hohem Betreuungs- und Pflegebedarf nimmt zu. Das rückt die Kostenfrage ins Zentrum der sozialpolitischen Diskussion.

Prinzip «alles aus einer Hand»

Neue, innovative Ansätze müssen gesucht werden. Aktuelle Entwicklungen in diesem Bereich verfolgen einen flexiblen Ansatz, geleitet vom Prinzip «alles aus einer Hand». Kleinere Alterswohnungen beispielsweise werden räumlich so konzipiert, dass der Schlafbereich bei Bedarf in ein Pflegezimmer umfunktioniert werden kann. Die Spitex und andere Dienstleister sind an den Anbieter

angeschlossen. Auch dezentrale, in reguläre Wohnsiedlungen eingestreute Pflegegruppen sind eine Wohn- und Pflegeform, die in den letzten Jahren entstanden ist.

Der Ausbau der ambulanten Pflege in Form von öffentlichen und privaten Spitex-Diensten und eine Vielzahl von Beratungs- und weiteren Unterstützungsangeboten erleichtern es älteren Menschen, länger und autonomer in den eigenen vier Wänden zu leben. Innovationen in der Technologie und in der Kommunikation wie beispielsweise Onlineshopping oder von zu Hause aus verfügbare Sicherheits- und Notrufsysteme leisten ebenfalls einen geschätzten Beitrag. Wichtig bleiben zudem die Freiwilligenarbeit wie beispielsweise ein organisierter «Besuchsdienst» und die nicht offiziell erfasste informelle Nachbarschaftshilfe.

Mehrere Generationen unter einem Dach

Ein besonderes Potenzial hat das sogenannte «Mehrgenerationenwohnen». Es verfolgt das Ziel, im Hinblick auf das Älterwerden bewusst eine altersgerechte Wohnung in einer mehrere Generationen umfassenden Siedlungsgemeinschaft zu finden. Das «Mehrgenerationenwohnen» unterscheidet sich von «normalen» altersdurchmischten Mehrfamilienhäusern durch die deklarierte Absicht, gemeinschaftlich zusammenzuwohnen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Exemplarische Projekte gibt es seit einigen Jahren. Über deren Verbreitung und Eigenschaften ist jedoch wenig bekannt. Mittels einer vorwiegend quantitativen Studie (Hugentobler und Otto, 2017) wurde deshalb versucht, im geografischen Radius des Kantons Zürich mehr über die Verbreitung, die Zielsetzungen und die Merkmale

von solchen generationsübergreifenden Wohnmodellen zu erfahren. Im Weiteren interessierten die rechtliche Organisation und Finanzierung, die räumlichen Infrastrukturangebote, gemeinschaftliche Aktivitäten, Eignung für Menschen mit Einschränkungen und die Einbindung ins Quartier.

Die Projektsuche erfolgte durch ein breites Netz von Informationskanälen. Quantitative Daten von 51 gemeinschaftlichen Wohnprojekten in städtischen und ländlichen Gebieten des Kantons Zürich konnten erhoben werden. Sie umfassen rund 3600 Personen in 2040 Haushalten, mit einem Mittelwert (bzw. Median) von 85 (48) Personen oder 45 (32) Haushalten pro Projekt. Rund drei Viertel der Projekte sind genossenschaftlich organisiert. Bemerkenswert ist, dass die Befragten in rund 60 Prozent der 22 Projekte, für die Informationen über die Finanzierung verfügbar waren, die Wohnkosten im Vergleich zu ortsüblichen Kosten als günstiger (41 Prozent) oder gar um einiges günstiger (18 Prozent) einschätzten. Dies erklärt sich teilweise aus der genossenschaftlichen Organisationsform. Bei den leitenden Wohnideen stehen Soziale Interaktion und Integration im Vordergrund (98 Prozent), gefolgt von Alterstauglichkeit (69 Prozent), Ökologisches Wohnen (53 Prozent) und Selbstorganisation (45 Prozent). Etwas mehr als die Hälfte der Projekte weist eine heterogene Alterszusammensetzung von vier und mehr benachbarten Altersklassen auf. Mehr als ein Drittel der Projekte befindet sich noch in der Planungs- oder Bauphase – ein Zeichen dafür, dass sich gerade einiges bewegt.

Literatur

- Hugentobler M., Otto U. (2017): Gemeinschaftliche Wohnformen für die zweite Lebenshälfte. Qualitäten im Kanton Zürich. In Sinning H. (Hrsg.): Altersgerecht wohnen und leben im Quartier. Stuttgart: Fraunhofer IRB (S. 135–162).
- Feuerstein C., Leeb F. (2015): Generationenwohnen. Neue Konzepte für Architektur und soziale Interaktion. Interaktion DETAIL.

Margrit Hugentobler



Margrit Hugentobler studierte Sozial- und Gemeinwesenarbeit, Soziologie und Politikwissenschaften in den USA und promovierte in «Urban, Technological and Environmental Planning». Bis 2015 leitete sie die Forschungsstelle ETH Wohnforum – ETH CASE. Ihre Forschungsschwerpunkte der letzten 25 Jahre sind Wohnraumversorgung, Wohnqualitäten und -innovationen für verschiedene Zielgruppen sowie sozialräumlich nachhaltige Stadtentwicklung.

Publikationen Publications



5 neue Publikationen der SAGW – 5 nouvelles publications de l'ASSH

In den letzten Monaten sind fünf neue Publikationen der SAGW erschienen. Sie behandeln Themen aus Bereichen der Sprache und Geschichte, der Forschungsfinanzierung, Wissenschaftsevaluation und akademischen Nachwuchsförderung. Die Publikationen stehen online in Open Access zur Verfügung und können beim Generalsekretariat kostenlos in gedruckter Form bestellt werden. Weitere Informationen dazu finden Sie auf der Website der SAGW.

Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund



(hn) Die Publikation «Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund ab 2008» rekonstruiert die Finanzflüsse des Bundes in den Bereichen Forschungs- und Innovationsförderung in der letzten Dekade. Wo fließen die Gelder hin? Wo liegen die Prioritäten? In welchem Umfang werden Forschungsinfrastrukturen unterstützt?

Es zeigt sich: Vom Mittelzuwachs konnten alle Wissenschaftsbereiche profitieren, doch fallen die Zuwachsraten in einzelnen Bereichen je nach Fördergefäss sehr unterschiedlich aus.

Von den Geldern des Nationalfonds flossen 2017 rund 237 Millionen in die Geistes- und Sozialwissenschaften. Das sind rund 23 Prozent aller vom SNF für Grundlagenforschung aufgewendeten Mittel. Zum Vergleich: Die MINT Sciences erhalten 38 Prozent, die Life Sciences 39 Prozent. Im Bereich der Innovationsforschung sieht es anders aus. Hier bleiben die Geistes- und Sozialwissenschaften von der Förderung nahezu ausgeschlossen. Ähnlich verhält es sich auch im Bereich der Förderung von

Forschungsinfrastrukturen durch Bundesmittel. Hier erhalten Infrastrukturen der MINT Sciences rund zwei Drittel aller Mittel. Infrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften erhalten lediglich rund 10 Prozent. Es fehlen Fördermittel, die für den Digital Turn nötig wären. Die digitale Entwicklung von Grundpfeilern der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung wie langfristigen Editionen, Repertorien oder Datenbanken wird so gehemmt.

Die Publikation wurde von Sabina Schmidlin (Unternehmen across-concept) im Auftrag der SAGW verfasst.

Schmidlin, Sabina (2018): «Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund ab 2008». Bericht im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Reports 13,3), DOI: doi.org/10.5281/zenodo.1475753.

Deutsch undeutlich – Begriffsreise durch das Schweizerdeutsche



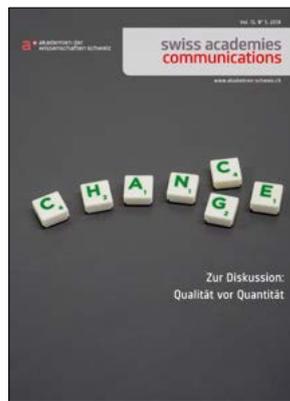
(hn) Wenn man von «Deutsch» spricht, ist nicht immer dasselbe Deutsch gemeint. Bei genauerem Hinsehen wird das, was von aussen manchmal «deutsch und deutlich» aussieht, immer undeutlicher. Dies gilt gerade für die Schweiz, wo verschiedene Varianten der deutschen Sprache in Gebrauch sind und wo Sprachen-

fragen seit jeher mit Vehemenz diskutiert werden.

Der Sprachwissenschaftler Daniel Elmiger bietet mit «Deutsch undeutlich» eine Begriffsreise durch die vielfältige schweizerdeutsche Sprachlandschaft in Form eines Glossars. Es umfasst die wichtigsten Bezeichnungen für das Deutsche. Insgesamt sind es über 80 Einträge, die jeweils etymologisch gedeutet, definiert und erklärt werden: von Aargauerdeutsch bis Denglisch, von Gäggeli- deutsch, Jenisch, Jiddisch und Kuhdeutsch bis Walser-, Zuger- und Zürichdeutsch.

Elmiger, Daniel (2019): «Deutsch undeutlich. Eine Begriffsreise durch die vielfältige deutsche Sprache in der Schweiz» (Swiss Academies Reports 14,1). DOI: doi.org/10.5281/zenodo.1476809.

Qualitäts- und Leistungsbeurteilung in der Wissenschaft



(hn) Seit rund 20 Jahren und dem New Science Regime bestimmen der Wettbewerb und die Leistungsmessung die wissenschaftliche Praxis. In diesem Verfahren zählt vor allem, was sich zählen lässt: viele Publikationen und viele Zitierungen. Das verleitet dazu, häufig und schnell Ergebnisse zu veröffentlichen und führt zu

einer Flut von Publikationen, Kongressen, Tagungsbänden, weiteren Projektanträgen und letztlich zur Frage, ob dieser Output überhaupt noch hinreichend nach wissenschaftlichen Kriterien validiert und diskutiert werden kann.

Die Frage, wie Forschung sinnvoll evaluiert werden soll, beschäftigt die SAGW schon seit längerem. Nun hat sie in Zusammenarbeit mit der Akademie der Naturwissenschaften eine neue Publikation zum Thema vorgelegt. Die Co-Autoren Marlène Iseli und Markus Zürcher plädieren darin für «Qualität vor Quantität» und schlagen konkrete Massnahmen vor. Der Richtungswechsel in der Forschungsförderung müsse von den Forschenden selbst ausgehen. Und: «Es ist an der Zeit, dass im universitären Feld Ergebnisse wieder debattiert und nicht gezählt werden», so Markus Zürcher.

Iseli, Marlène; Zürcher, Markus (2018): «Zur Diskussion: Qualität vor Quantität» (Swiss Academies Communications 13,5). DOI: doi.org/10.5281/zenodo.1409674.

Transnationale Schweizer Nationalgeschichte



(hn) André Holenstein, Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Bern, widmet sich in dieser Publikation dem Narrativ einer Schweizer Verflechtungsgeschichte. Ist eine «transnationale Nationalgeschichte» ein Widerspruch in sich? Oder stellt sie eine perspektivische Erweiterung für die Schweizer Geschichte dar?

Holenstein plädiert für Zweiteres. Die Schweizer Nationalgeschichte wird so zu einer komplexen Beziehungsgeschichte zwischen der Schweiz und ihrem europäischen Umfeld, geprägt von der Spannung zwischen wirtschaftlicher Verflechtung und mentaler und bisweilen auch politischer Abgrenzung. Der Blick richtet sich aber auch auf die historischen Verflechtungen innerhalb der Eidgenossenschaft: Die moderne Schweiz erscheint hier nicht mehr als teleologischer Prozess, der von den drei Urkantonen direkt in die Bundesstaatsgründung von 1848 mündete, sondern als «Geschichte einer zwar erfolgreichen, im Grunde aber sehr unwahrscheinlichen Integration» von vielen ungleichen miteinander rivalisierenden Gebilden.

Die Publikation ist aus einem Vortrag entstanden, den André Holenstein im Februar 2017 anlässlich einer Vorstandssitzung der SAGW hielt. Sie erscheint in der Reihe Swiss Academies Communications.

Holenstein, André (2018): «Transnationale Schweizer Nationalgeschichte: Widerspruch in sich oder Erweiterung der Perspektiven?» (Swiss Academies Communications 13,6). DOI: doi.org/10.5281/zenodo.1438335.

Publication «Next Generation» en français



(hn/fj) La situation de la relève académique est, en général mais avant tout dans les sciences humaines, et surtout en ce qui concerne les personnes de la relève qui disposent d'un doctorat, insatisfaisante depuis un certain temps. La situation des postdocs ne peut être améliorée qu'en apportant des changements significatifs

au système existant. Dans le rapport «Next Generation: pour une promotion efficace de la relève», Thomas Hildbrand décrit la situation actuelle, analyse les défis, esquisse une vision avec des principes directeurs, propose des mesures concrètes et formule des recommandations, en particulier à l'intention des universités, de leur organe de coordination swissuniversities et de leurs responsables, ainsi qu'à l'intention de la Confédération et du Fonds national. L'une des principales recommandations porte sur l'établissement de plusieurs possibilités de parcours de carrière pour la relève scientifique.

Hildbrand, Thomas (2018): «Next Generation: pour une promotion efficace de la relève. Situations, modèles, mesures et recommandations pour une promotion plus efficace de la relève dans le système de recherche suisse». Rapport sur mandat de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales (Swiss Academies Reports 13,2). DOI: 10.5281/zenodo.1442737.

Mitgliedsgesellschaften und Unternehmen der SAGW Sociétés membres et entreprises de l'ASSH

A Schweizerische Gesellschaft für Afrikastudien (SGAS), Société suisse d'études africaines (SSEA), www.sagw.ch/africa | Schweizerische Gesellschaft für Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie (SGA), Société Suisse d'économie et de sociologie rurale (SSE), www.sga-sse.ch | Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft (SVAW), Association suisse pour l'étude de l'Antiquité (ASEA), www.sagw.ch/svaw | Schweizerische Akademische Gesellschaft der Anglisten (SAUTE), Société suisse d'études anglaises (SAUTE), www.sagw.ch/saute | Schweizerische Amerikanisten-Gesellschaft (SAG), Société suisse des américanistes (SSA), www.ssa-sag.ch | Vereinigung der Freunde Antiker Kunst, Association suisse des amis de l'art antique, www.antikekunst.ch | Archäologie Schweiz, Archéologie Suisse, www.archaeologie-schweiz.ch | Schweizerische Asiengesellschaft (SAG), Société Suisse-Asie, www.sagw.ch/asien-gesellschaft **B** Schweizerische Gesellschaft für Betriebswirtschaft (SGB), Société suisse de gestion d'entreprise, www.sagw.ch/sgb | Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung (SGBF), Société suisse pour la recherche en éducation (SSRE), www.sgbf.ch | Schweizerische Gesellschaft für Biomedizinische Ethik (SGBE), Société suisse d'éthique biomédicale (SSEB), www.sagw.ch/sgbe | Schweizerischer Burgenverein, Association Suisse Châteaux forts, www.burgenverein.ch **C, D, E** Schweizerische Ethnologische Gesellschaft (SEG), Société suisse d'ethnologie (SSE), www.seg-sse.ch **F** Schweizerische Friedensstiftung, Fondation suisse pour la paix – swisspeace, www.swisspeace.ch **G** Schweizerische Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF), Société suisse pour les Etudes Genre SSEG, www.gendercampus.ch/de/sggf | Schweizerische Gesellschaft für Geschichte (SGG), Société suisse d'histoire (SSH), www.sgg-ssh.ch | Schweizerische Gesellschaft für Gesetzgebung (SGG), Société suisse de législation (SSL), www.sgg-ssl.ch | Schweizerische Akademische Gesellschaft für Germanistik (SAGG), Société académique des germanistes suisses (SAGG), www.sagg.ch **H** Schweizerische Heraldische Gesellschaft (SHG), Société suisse d'héraldique (SHG), www.schweiz-heraldik.ch | Sociedad Suiza de Estudios Hispánicos (SSEH), www.sagw.ch/sseh | Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden (VSH), Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université (AEU), www.hsl.ethz.ch **I, J** Schweizerische Gesellschaft für Judaistische Forschung (SGJF), Société suisse d'études juives (SSEJ), www.sagw.ch/judaistik | Schweizerischer Juristenverein (SJV), Société suisse des juristes, www.juristentag.ch **K** Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien (SIKJM), Institut suisse Jeunesse & Médias (SIKJM), www.sikjm.ch | Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft (SGKM), Société suisse des sciences de la communication et des mass media (SSCM), www.sgkm.ch | Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung (NIKE), Centre national d'information pour la conservation des biens culturels (NIKE), www.nike-kultur.ch | Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK), Société

d'histoire de l'art en Suisse (SHAS), www.gsk.ch | Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz (VKKS), Association suisse des historiennes et historiens de l'art (ASHHA), www.vkks.ch | Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft (SIK), Institut suisse pour l'étude de l'art (ISEA), www.sik-isea.ch **L** Schweizerische Gesellschaft für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft (SAGVL), Association suisse de littérature générale et comparée (ASLGC), www.sagw.ch/sgavl **M** Schweizerische Gesellschaft Mittlerer Osten und Islamische Kulturen (SGMOIK), Société suisse Moyen Orient et Civilisation Islamique (SSMOCI), www.sagw.ch/sgmoik | Verband der Museen der Schweiz (VMS)/International Council of Museums (ICOM), Association des musées suisses (AMS)/Conseil International des Musées (ICOM), www.museums.ch | Schweizerische Musikforschende Gesellschaft (SMG), Société suisse de musicologie (SSM), www.smg-ssm.ch **N** Schweizerische Gesellschaft für Nordamerika-Studien (SANAS), Association suisse des études nord-américaines (SANAS), www.sagw.ch/sanas | Schweizerische Numismatische Gesellschaft (SNG), Société suisse de numismatique, www.numisuisse.ch **O** Schweizerische Gesellschaft für orientalische Altertumswissenschaft, Société suisse pour l'étude du Proche-Orient ancien, www.sagw.ch/sgoa | Schweizerische Akademische Gesellschaft für Osteuropawissenschaften, Société Académique Suisses des Etudes de l'Europe de l'Est, www.sagw.ch/sags | Stiftung Bibliothek Werner Oechslin, www.bibliothek-oechslin.ch **P** Schweizerische Philosophische Gesellschaft (SPG), Société suisse de philosophie (SSP), www.sagw.ch/philosophie | Schweizerische Vereinigung für Politische Wissenschaft (SVPW), Association suisse de science politique (ASSP), www.sagw.ch/svpw | Schweizerische Gesellschaft für Psychologie (SGP), Société suisse de psychologie (SSP), www.ssp-sgp.ch **Q, R** Schweizerische Vereinigung für internationales Recht (SVIR), Société suisse de droit international (SSDI), www.sagw.ch/svir | Schweizerische Gesellschaft für Religionswissenschaft (SGR), Société suisse pour la science des religions (SSSR), www.sgr-sssr.ch | Societad Retorumantscha (SRR), www.drg.ch | Collegium Romanicum, www.sagw.ch/collegium-romanicum **S** Swiss Association for the Studies of Science, Technology and Society (STS-CH), www.unige.sts.ch | Schweizerische Gesellschaft für Kulturtheorie und Semiotik (SGKS), Association Suisse de Sémiotique et de Théorie de la Culture (ASSC), www.sagw.ch/semiotik | Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien (SGSS), Société suisse d'études scandinaves (SGSS), www.sagw.ch/sgss | Schweizerische Gesellschaft für Soziale Arbeit (SGSA), Société suisse de Travail social (SSTS), www.sgsa-ssts.ch/sgsa.html | Schweizerische Vereinigung für Sozialpolitik (SVSP), Association Suisse de Politique Sociale, www.svsp.ch | Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (SGS), Société suisse de sociologie (SSS), www.sgs-sss.ch | Schweizerische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft (SSG), Société suisse de linguistique (SSL), www.sagw.ch/ssg | Schweizerische Gesellschaft für Statistik (SGS), Société Suisse de Statistique (SSS), www.stat.ch | Schweizerische

Gesellschaft für Symbolforschung, Société suisse de recherches en symbolique, www.symbolforschung.ch **T** Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur (SGTK), Société suisse du théâtre (SST), www.mimos.ch | Schweizerische Theologische Gesellschaft (SThG), Société suisse de théologie (SSTh), www.sagw.ch/sthg **U** Schweizerische Akademische Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie (SAGUF), Société académique suisse pour la recherche sur l'environnement et l'écologie (SAGUF), www.saguf.scnatweb.ch **V** Schweizerische Gesellschaft für Verwaltungswissenschaften (SGVW), Société suisse des sciences administratives (SSSA), www.sgvw.ch | Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (SGV), Société suisse des traditions populaires (SSTP), www.volkskunde.ch | Schweizerische Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik (SGVS), Société suisse d'économie politique et de statistique (SSEPS), www.sgvs.ch **W, X, Y, Z** swissfuture – Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung (SZF), swissfuture – Association suisse pour la recherche prospective (SZF), www.swissfuture.ch

Unternehmen

Entreprises

Diplomatische Dokumente der Schweiz (DDS), Documents diplomatiques suisses (DDS), www.dodis.ch | Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS), Inventaire des trouvailles monétaires suisses (ITMS), www.fundmuenzen.ch | infoclio.ch, www.infoclio.ch | Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Dictionnaire historique de la Suisse (DHS), www.hls.ch | Jahrbuch Schweizerische Politik, Année Politique Suisse, www.anneepolitique.swiss | Nationale Wörterbücher der Schweiz (NWB), Glossaires nationaux de la Suisse, www.sagw.ch/nwb | Data and Service Center for the Humanities (DaSCH), www.dasch.swiss

Generalsekretariat der SAGW

Generalsekretär

Dr. Markus Zürcher

Stv. Generalsekretär/Wissenschaftlicher Mitarbeiter

Dr. Beat Immenhauser

Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen

Lea Berger, MA Social Sciences

Dr. phil. Manuela Cimeli

Dr. phil. Marlène Iseli

Fabienne Jan, lic. ès lettres

Personal/Finanzen

Eva Bühler

Tom Hertig

Annemarie Hofer

Christine Kohler

Öffentlichkeitsarbeit

Beatrice Kübli

Dr. Heinz Nauer

Administration

Gabriela Indermühle

Elodie Lopez

Gilles Nikles

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Haus der Akademien, Laupenstrasse 7, 3008 Bern

Tel. 031 306 92 50

www.sagw.ch

E-Mail: sagw@sagw.ch

E-Mail an die Mitarbeiter/-innen: vorname.nachname@sagw.ch

ISSN 1420-6560



1 | 2019

Mitglied der
a⁺ akademien der
wissenschaften schweiz